Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreißigster Jahrgang

Nr. 20 **Marburg i. H., den 18. Mai** **1916**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland und Oesterreich-Ungarn 2,90 Mk., Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche 0,20 Mk. Letzte Annahme für Inserate Freitag. — Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807 — Tel. 202.

Inhalt: Vom lebendig gegenwärtigen Christus — Raoul Richter und die Religionsphilosophie. Schluß — Zwei neue Schleiermacherbriefe — Von jenseits der Ostgrenze. Drittes Stück — Loisy und Weggis — Aus Briefen eines französischen Kriegsfreiwilligen (Casalis). 1. Aus der Kaserne — Verschiedenes: Don Juans Erlösung und Anderes (Brausewetter); Kriegs-Literatur; Die deutsch-reformierte Gemeinde Magdeburg (Meyer); Die deutschen Katholikentage (Bräunlich); Unsere Gottesdienste (Bettac); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Vom lebendig gegenwärtigen Christus

Ich lebe aber; doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir. Gal. 2, 20

Selig sind, die nicht sehen und doch glauben. Joh. 20, 29

Am Sonntag nach Ostern hörten wir von einem gut bekenntnisgläubigen Pfarrer eine treffliche Predigt über die Geschichte vom zweifelnden Thomas. Er führte aus, wie einst die Jünger durch das Schauen zum Glauben geführt worden seien, jetzt aber gehe der Weg vom Glauben zum Schauen.

Wenn doch mit dieser Einsicht, daß jetzt der Weg vom Glauben zum Schauen geht, in der gegenseitigen Beurteilung der Kirchenchristen unter einander ganzer Ernst gemacht würde. Dann gäbe es der Vorwürfe, des Mißtrauens, der Ungeduld weniger; wir könnten, treulich eines dem andern dienend, unsre gemeinsame Straße ziehn.

Erwägt man ruhig den Unterschied von „orthodox" und „liberal" unter den evangelischen Kirchenchristen, so wird man neben vielem Andern dies sagen dürfen. Jene, die Orthodoxen, Positiven, Konservativen legen bei ihrem Glauben den größten Wert auf Garantien des Glaubens. Sagen wir: auf Wort und Sakrament, und auf diese in einer ganz bestimmten versichernden und verbürgenden Wirklichkeit. Ohne die geht es nicht. „Wenn dein Wort nicht mehr soll gelten, worauf soll der Glaube ruhn?" Das katholische Christentum ist noch ganz anders an solche Garanten und Garantien gebunden; es ist recht eigentlich ein System von Garantien. Das hat die Reformation unendlich vereinfacht. Aber Taufe und Abendmahl, geschriebnes und verkündigtes Wort Gottes — diese gebliebenen Bürgschaften der heilsamen Wahrheit sind in ihrem Werte dafür nur um so höher gestiegen. — Man darf wohl sagen, daß bei den Christgläubigen, die so stehen, noch immer der Weg vom Schauen zum Glauben geht. Erst sehen, hören, schmecken, fühlen, lernen und begreifen! das so ganz reell Empfangene wird darnach im Glauben angeeignet; es wird aus äußerem Besitz zu einem Gute der Seele.

Die freier gerichteten Evangelischen fragen nach solchen Fundamenten und Garantien wenig. Ihnen fängt der Glaube und das Glaubensinteresse wirklich erst da an, wo die Seele glaubt, d. h. irgendwie aus persönlichem Verlangen in individueller Freiheit sich einer übernatürlichen Wahrheit, einer übernatürlichen Tatsache erschließt. Ein Wort, das nicht aus eigner Ueberzeugung geboren ist, eine Handlung, die etwas andres sein will als meine Handlung, oder als Symbol für etwas, das mir am Herzen liegt, scheint wertlos. Ankommt es in der Religion nur auf das Eigne. Das Eigne mag wenig sein, wenn es nur eigen ist. Besser ein wenig eigne Ueberzeugung, ein wenig eigne Hingabe, ein wenig eigne Hoffnung, als viel von alledem aber nur getragen von fremden Stützen. Der Gerechte wird seines Glaubens leben. Und wenn dein Glaube nur ein Suchen und Zweifeln wäre, er ist, weil dein Glaube, mehr wert, als ein Glaube, der nur Aneignen fremden Gutes bleibt, hätte er auch das Herrlichste, was die heilige Schrift, was Jesus dem Menschen bieten kann, sich damit angeeignet.

Nun sind die beiden Richtungen niemals und nirgends so scharf geschieden, wie wir das jetzt formuliert haben. Es gibt Gott Lob keinen Orthodoxen, der auch nur einen Hauch echt evangelischen Geistes in sich hat, der nicht forderte: Aber der Glaube der Schrift, der Kirche, des Bekenntnisses muß dein eigner Glaube werden! Und es gibt keinen Liberalen, der nur irgend über die Lebensbedingungen seines Glaubens nachdenkt, der nicht wüßte, wie sein Glaube abhängig ist von dem, was in Propheten und Aposteln und frommen Vätern aller Zeiten vorher lebte: Was hast du, daß du nicht empfangen hast? So streckt sich auch die Frömmigkeit des bekenntnistreusten Evangelischen nach Freiheit, und die des freisten nach Pietät und Treue. Es bleiben zwei Richtungen von sehr verschiedener Einstellung und Absicht, aber sie begegnen sich auf dem Wege, holen einander ein, überholen einander, gehen wohl auch einmal scheinbar entgegengesetzte Wege — und merken plötzlich wieder zu ihrem Erstaunen, daß sie doch nach demselben Ziele wollen. Ich rede nur von solchen, die ihren evangelischen Christenstand liebhaben.

Eines leuchtet ein: daß den Christen des garantierten Glaubens es unendlich viel leichter werden muß, sich als Christen äußerlich zu legitimieren. Das hat überhaupt für sie gar keine Schwierigkeit. Diese ihre Legitimation geht gewissermaßen all ihrer inneren Stellungnahme, ihrem persönlichen Hineinwachsen in das hervorgebrachte rechtmäßige Bekenntnis vorauf. Dagegen die Christen eines frei auf sich selbst gestellten Glaubens haben es schwer, ihr Heimatrecht in der „Kirche" und ihren überlieferten Rechtsnormen zu beweisen. Denn ihr Eigenes ist voll von Abweichungen, und ihre Pietät und dankbare Abhängigkeit ist nicht alsbald auf juristische Formeln zu bringen. Sie hat vielleicht sogar eine Abneigung dagegen.

Da müßte nun von Seiten der Orthodoxen (um sie kurz so zu nennen) ihnen Etwas zu Hilfe kommen. Ich denke an echte Orthodoxe, die mit ganzer Lebendigkeit in dem Glauben stehen, welchen sie mit ihren Bekenntnissätzen bekennen. Sie haben also den auferstandenen, den lebendigen, den gegenwärtigen Christus in sich, in ihrem Herzen, in ihrem Gewissen. Da müßten sie doch auch spüren, wo bei uns der lebendige Christus ist. Sie müßten es auch dann spüren, wenn er ihnen nicht in den Worten entgegengebracht wird, die sie gebrauchen, pflegen und lieben.

Denn davon kann doch keine Rede sein, daß bei uns nicht Christus wäre. Wer das nicht fühlt, dem werden wirs nicht zeigen können. Aber wenn uns dann Jemand kommt und fragt uns: Wo bleibt Jesus Christus? so mag er wohl zusehen, ob er nicht so fragt, weil ihm selber Jesus Christus verloren gegangen ist. Es steht geschrieben: Du hast den Namen, daß du lebest, und bist tot (Offenb. 3, 1). Denn wenn du lebendigen Christusgeist in deinen Adern hättest, da müßtest du es merken, wo immer der sonst Menschen treibt und beseligt. Echter Christusglaube muß die Probe bestehen, daß er die erkennt, die gleichen Geistes sind, auch durch die trennenden Hüllen einer andern Konfession oder Theologie hindurch.

Und kurzum, wo einer lebendigen Christenglauben hat, wäre er seiner Dogmatik nach noch so orthodox, der sollte nicht so hilflos in die Welt hinaus horchen voll banger Sorge: „Und Jesus Christus?“ Sondern er sollte bei allem Wertlegen auf ein fröhliches klares Bekenntnis **überall** die Lebens- und Lichtspuren erkennen, die Jesus Christus in den Seelen gelassen hat als Zeichen seiner heilsamen Gegenwart, auch wo ihm das nicht noch eigens verbrieft und versiegelt wird. Mit dem hartnäckigen Mißtrauen und mit der bequemen Gewissenserforschung Anderer kommen wir nicht weiter. Mit dem klugen und scharfsinnigen Konsequenzenziehen für den vermeintlichen Gegner auch nicht: durch nichts hat der überlieferungsfeste Glaube mehr Unrecht getan, seit ihm der erste vermeintliche Ketzer begegnete, als dadurch, daß er für diesen Konsequenzen zog, die diesem fern lagen. Wir leben alle täglich davon, daß Gott nicht aus unsern Worten und Taten schleunigst und streng die Konsequenzen zieht. Er läßt uns durch Sünde und Irrtum hindurch unsern Weg finden. Ist es zu viel verlangt, daß etwas von dieser ewigen Gottesmilde, die Jesus Christus uns offenbart hat, auch im Verkehr der Christen unter einander sich immer wieder bewähre als etwas ganz Selbstverständliches?

Wir müssen auch im gegenseitigen Verkehr mehr leben vom Unsichtbaren, vom Glauben an einander, vom Glauben an den Christus, der im Andern wohnt und wirkt. Nicht nur unserm Bruder, nein auch unserm Herrn und Meister sind wir das schuldig. R

Raoul Richter und die Religionsphilosophie

4. Die inhaltlichen Bestandteile der reinen Religion

Vermag das religiöse Objekt nur durch das Medium der metaphysischen Wirklichkeitslehre auf Willen und Gemüt zu wirken, so hängt der Inhalt der Religion vom Inhalte der Metaphysik ab; aber nicht in eindeutiger Weise, sondern je nach dem Grundwillen der einzelnen Persönlichkeit; sodaß von einem Inhalte der **reinen** Religion nur in dem Sinne geredet werden kann, daß dieser Inhalt im Zustaude der religiösen Selbstbesinnung und insofern durch das Idealbewußtsein des Einzelnen gesetzt wird.

Der Einwand gegen die Möglichkeit der Metaphysik (so Kantianer und Positivisten) verfängt nicht. Denn da bereits alle Einzelwissenschaften über die erfahrbare Wirklichkeit hinausgehen, und alle Versuche immanenter Philosophie und Religion unbewußt faktisch metempirische Minima bergen, so bildet das Metaphysische keine grundsätzliche Schranke. Ebensowenig hat die Behauptung Halt, Religion stehe und falle mit einer bestimmten, der theistischen Metaphysik. Ist ihr Wesen emotionale Stellung zum Zusammenhange alles Seienden, so ist bei jeder Philosophie Religion möglich. (Schleiermachers Behauptung von der Möglichkeit atheistischer Religion.) Auch der Vermutungscharakter der Metaphysik (zugleich ein willkommener Damm gegen Unduldsamkeit) macht sie nicht zur Basis der Religion ungeeignet, denn er hat praktische Motivationskraft. Und endlich ist die Symbolisierung der metaphysischen Einsichten kein Einwurf gegen die Möglichkeit reiner Religion; ist sie ja nicht unerläßlich, da auch Ideen über die transszendente Wirklichkeit im Idealbewußtsein auf den Willen wirken.

Wie nun sind die letzten Elemente der Wirklichkeit beschaffen? welchen Gesetzen folgen sie? schließen sie sich nach ihnen zu einer letzten Einheit zusammen? Das sind die drei Fragen, deren Beantwortung jede vollendete Metaphysik zu leisten hat.

1. **Die letzten Elemente.** — Zurückzuweisen ist der Materialismus; denn er macht trotz seiner Oekonomie und Widerspruchslosigkeit die Totalität der Erfahrung nicht stetig verständlich, und alle seine Beispiele von der Abhängigkeit des Geistes von der Materie sind umkehrbar. Abzulehnen ist wegen mangelnder Oekonomie der dualistische Spirito-Materialismus; denn er vermag nicht ohne Scheinmanöver aus zwei Prinzipien eines zu machen. Dies versucht der Neutralismus (psychophysische Parallelismus) und bleibt auf realistischer Basis Sieger. Aber der Mangel des neutralen Prinzips an qualitativer Bestimmtheit treibt über ihn hinaus zum Spiritualismus. Dieser macht in der Form des evolutionistischen Panpsychismus die Erfahrung widerspruchslos, stetig und ökonomisch verständlich. Alles Wirkliche ist nur seelisch, geistig (mehr oder minder bewußt): Schopenhauers „Welt als Wille“. Alle Sinneswahrnehmung ist das Ergebnis der Einwirkung psychischer Wesen auf psychische Wesen. Die Seele vergeht im Tode, aber nicht das Seelische; weder das höherer Ordnung, noch das niederer Ordnung, die leiblichen Elemente.

2. **Die letzten Gesetze.** — Will man nicht mit Kant alle Gesetzlichkeit von den ordnenden Formen des Subjekts ohne metempirische Tragweite verschlucken lassen, so muß man das regelmäßige Verhalten der erfahrbaren Wirklichkeit durch ein regelmäßiges Verhalten der unerfahrbaren Wirklichkeit verständlich machen. Die von dieser Aufgabe gestellte Frage, ob mechanische oder teleologische (finale) Kausalität? läßt sich, der Erfahrung als ein Sowohl-Alsauch gegeben, nicht mit einem Entweder-Oder lösen. Die Entscheidung hängt davon ab, ob man die Wirklichkeit mit Bacon von unten nach oben (aus Analogie der Natur) oder mit Schopenhauer umgekehrt (aus Analogie des Menschen) betrachtet. Und da wir die Qualität der Natur aus Analogie des Menschen, nämlich spiritualistisch-voluntaristisch gedeutet haben, auch den Dualismus und Neutralismus verwarfen, so ist für uns die immanente Teleologie als glaubwürdigste metaphysische Vermutung anzusehen: „Objektivationsstufen des Willens“ (Schopenhauer) bauen sich evolutionistisch auf.

3. **Das Gottesproblem.** — „Gott“ kann man die höchste Werteinheit oder die höchste Wirklichkeitseinheit nennen. Wir wählen das zweite Merkmal als das wesentlichere; denn wir würden das höchste Gut nicht Gott heißen, wenn es nicht mit der Einheit der Wirklichkeit zusammenfällt. Ueber Gott gibt es nur ein Vermutungswissen niederster Evidenzstufe. Der Atheismus widerspricht allen im Zusammenhangscharakter der Erfahrungswelt begründeten Vermutungen. Die theistische Annahme eines außerweltlichen Gottes verletzt den Grundsatz der Oekonomie; ein intramundaner wäre einfacher. Widerspruchslos ist allein **die** Form des Pantheismus, welche Gott nicht der abgeschlossenen Unendlichkeit, sondern der endlosen Unabgeschlossenheit des Daseins gleichsetzt; so zwar, daß der Allgeist nicht substantielles Wesen, sondern werdender, sich entwickelnder, überpersönlicher Riesenorganismus ist, — der Drang nach Form, nach Einheit in der Mannigfaltigkeit (auf den höheren Stufen nach Wahrheit, Schönheit, Güte), — der zwar nicht immer Sieghafte, aber als Weltapperzeption das leitende und führende Prinzip.

Damit kommen wir auf die letzte Höhe der religionsphilosophischen Erörterung, zum Nachdenken über das **religiöse Verhalten selbst gegenüber Gott, der Welt, der Menschheit** (wozu das philosophische Weltbild nur die Voraussetzung lieferte).

1. **Die religiöse Stellung zu Gott.** — Sollen wir (wie wirs als Teile des göttlichen Prinzips vermögen) die Grundgesetzlichkeit des Alls fördern oder kreuzen? Falsch ist jedenfalls die absolute Gottzuwendung im Sinne der absoluten Weltabwendung; die göttliche Weltimmanenz verbietet diese extremdualistische Position. Ungehörig ist ebenso der selbstsüchtige Versuch, die Gottheit durch unmittelbare Einwirkung (Opfer und Bitten) in den Weltlauf hineinzuziehen. Hier falsche Einschließlichkeit, da falsche Ausschließlichkeit! Positive Bestimmungen ergeben sich erst aus der Berücksichtigung:

2. **der religiösen Stellung des Menschen zum Weltganzen.** — Gleichermaßen untersagt der bei Betrachtung der Welt unter den Gesichtspunkten Glück, Güte, Persönlichkeitsentfaltung, Schönheit erhaltene Wertdualismus den einseitigen Optimismus und Pessimismus, aber begünstigt in der Rangordnung zwischen beiden den Optimismus. Ueberall treibt die Weltentwicklung zu höherer Wahrheit, Schönheit, Güte und Kultur. Die religiöse Pflicht besteht demgemäß darin, im Sinne dieses kosmischen Grundcharakters die stärkeren, vollkommenen Weltprinzipien zu bejahen, die unvollkommenen schwächeren zu verneinen. In diesem Sinne muß auch unsere Stellung zu Gott als der letzten Einheit der Wirklichkeit eine bejahende sein.

3. **Das religiöse Verhältnis zur Menschheit.** — Hier sind weder wir selbst, noch unser „Nächster“ an erster

Stelle religiös zu bewerten, sondern die Hebung der Gattung zu immer reicherer Differenzierung und festerem Zusammenschluß; gegenüber dem Rangordnungssystem von Verbänden (aufsteigend: Familie, Gesellschaft, Staat, Kultur), welche die Menschheit ausmachen, hat die Entscheidung des Einzelnen bei Konflikt der Pflichten im Sinne der Rangordnung auszufallen. Dem Ziele der Differenzierung dient die Persönlichkeitsentfaltung, deren die Kultur zu ihrer Stärkung bedarf, und die ihr Recht hat, soweit sie nicht die Rangordnung der höheren Verbände und damit das Einheitsziel der Entwicklung beeinträchtigt.

5. Das Verhältnis der positiven Religionen zur reinen Religion

Beschränken wir uns darauf, das Christentum an den Normen des ideal-religiösen Bewußtseins zu messen. Formal genügt es in seiner ursprünglichen Gestalt den Anforderungen der reinen Religion mehr, als seine Bildungen von Paulus an, indem es von Haus aus fast ausschließlich auf die emotionale Stellung zu den universellen Zusammenhängen des Daseins gerichtet ist. Dann sättigt es sich stark mit pseudotheoretischen Dogmen, die aus Offenbarung geboren sein wollen. Inhaltlich befriedigt es einmal durch die Betonung des Guten als des führenden, sieghaften Prinzips; sodann in seinem Fortgange durch die Ueberwindung der absoluten Weltabwendung des alten Christentums (kosmologischer Pessimismus) im Protestantismus: die Heiligung des Weltlichen bei Luther; schließlich durch die Anerkennung des universellen Charakters der religiösen Stellung zur Menschheit als Ganzem (wobei es allerdings die Rangordnung zwischen den einzelnen Menschen übersah, indem keineswegs alle Individuen gleichmäßig aus religiösen Motiven zu fördern sind).

So scheint es die verhältnismäßig reinste Religion zu sein. Aber keineswegs ist es die reine Religion. Diese bleibt das ewig unerreichbare Ideal, dem sich die Menschheit stufenweise annähern kann.

Für die geneigte Stellungnahme des Menschen von heute zum gegenwärtigen Christentum, und zwar protestantischer Form, spricht seine konsequent-liberale Vertretung; unannehmbar ist seine kirchenbeherrschende orthodoxe Auffassung mit lutherischem Katechismus und Apostolikum. In dem bestehenden Zwiespalt muß der Einzelne sich entscheiden: wer glaubt, die Mittel für die Zukunftsreligion aus der stetigen Umwandlung der bestehenden Religion entwickeln und die Starrheit der Orthodoxie brechen zu können, wird als Reformator in der Kirche bleiben. Wer für das taugliche Mittel die revolutionäre Umwälzung ansieht, wird austreten und vielleicht jede Kirche aufzuheben suchen. Der Monistenbund, Drews und Ostwald, Dühring und Guyau nehmen eine extreme, von uns nicht gebilligte Stellung ein.

6

Dies die Grundzüge der Richterschen Religionsphilosophie; gegeben nach Möglichkeit in einem Gewebe von Zitaten! —

Wem es darum zu tun ist, die Mittel zu einer ins Gewicht fallenden Kritik dieser Auffassung dargereicht zu bekommen, der greife zu zwei Veröffentlichungen des Mannes, der heutzutage als der berufenste und energischste Vertreter der Schopenhauerschen Philosophie angesehen werden muß, Paul Deussen: „Die Elemente der Metaphysik", 1907 in 4. Auflage, und „Der kategorische Imperativ", 1903 in 2. Auflage. Es kann dem Eingeweihten nachgerade nicht mehr zweifelhaft sein, daß der Weg der Zukunft über Schopenhauer führt. Die kommende Philosophie wird die geläuterte und weitergebildete Lehre dieses Meisters sein, und der Streit geht darum, ob man ihm nicht noch stärkere Anerkennung verschaffen muß, als dies bei Richter geschieht.

Ich persönlich bin überzeugt, daß auch mein Lehrer Richter in längerer Lebensdauer sich nicht bei seiner religionsphilosophischen Lösung beruhigt hätte (vgl. 15, S. 102). Er würde uns noch manchen wichtigen Beitrag zu dieser Frage geliefert haben; wie denn überhaupt ein Blick auf seinen reichhaltigen Vorlesungsplan während seiner kurzen akademischen Tätigkeit ahnen läßt, wieviel schöne Werke er uns noch hätte schenken können. Mitten im Aufstiege ist er hingesunken. Seine Freunde blicken ihm trauernd nach. Denn „er hätte, wäre er hinaufgelangt, unfehlbar sich höchst königlich bewährt".

Constantin Großmann

Zwei neue Schleiermacherbriefe

mitgeteilt von Pfarrer Lic. Walter Wendland in Berlin

Dem freundlichen Entgegenkommen von Frau Oberstleutnant Jähns in Berlin danke ich es, wenn ich aus ihrem Privatbesitz zwei bisher unveröffentlichte Briefe Schleiermachers mitteilen darf. Der erste Brief vom 17. September 1819 bezieht sich auf seine Rheinreise in diesem Jahr mit längerem Badeaufenthalt in Schwalbach. Interessant ist die gelegentliche Mitteilung, daß er in Weimar eine Viertelstunde bei Goethe gewesen ist, ohne daß es zu einer tieferen Aussprache zwischen Beiden gekommen ist. Bisher waren uns nur die Begegnungen Beider im Juli und August 1805 in Halle bekannt, die leider Goethe, der damals ganz mit naturphilosophischen Gedanken, in Halle besonders mit der Gallschen Schädellehre, beschäftigt war, der Persönlichkeit Schleiermachers nicht näher gebracht haben. Als Adressatin des Briefes darf vielleicht Gräfin Luise von Voß vermutet werden, aus deren Korrespondenz bisher nur wenige Briefe Schleiermachers im 2. Band der Diltheyschen Sammlung veröffentlicht sind. Ihre Korrespondenz und ihr handschriftlicher Nachlaß könnte sicherlich noch manchen Ertrag für die Schleiermacherforschung bringen. Daß sie zu dem engeren Freundeskreis gehört hat, zeigt auch ihre Erwähnung in den Briefen der Henriette Herz an Twesten, die Heinrici in der Zeitschrift für Bücherfreunde (1914, Januarheft S. 308) mitgeteilt hat. — Der zweite Brief ist ein kurzes Billet, das offenbar an Zelter gerichtet ist; die scherzend und doch höflich vorgetragene Bitte um eine Karte zum Konzert, die einen abschlägigen Bescheid beinah unmöglich macht, stellt uns den gesellschaftlich gewandten, schlagfertigen Mann vor Augen.

1

Da sind wir wieder, liebe Luise seit beinahe 8 Tagen von unsrer herrlichen Reise zurück. Wir sind sehr begünstigt gewesen durch meine Gesundheit sowohl und durch das Wetter. Ich habe mich die ganze Zeit im Bade sowohl als auf der Reise so wohl befunden, daß ich mich — außer mehrerer schlesischen Reisen und der Zeit bald hernach — keiner gesundern Zeit seit meiner Jugend zu erinnern weiß, und das Wetter war im ganzen vorbildlich, es drohte zwar bisweilen, erhellte sich aber immer wieder, nur auf dem eigentlichen Rückwege hatten wir einige Regentage, um derentwillen wir auch ein Paar Tage früher nach Hause gekommen sind als anfänglich meine Absicht war. Laß dir diesmal nur im allgemeinen sagen, so viel daß du uns auf der Charte folgen kannst. Von hier reisten wir über Leipzig und Weimar, wo wir zwei Tage leider blieben, deren interessantes sich darauf beschränkte, daß ich eine Viertelstunde bei Goethe war, einen Abend bei der Großfürstin Thee trank, und daß wir ein Paar Spaziergänge in den wirklich sehr schönen Park machten. Nach Frankfurt, wo wir auch einige ziemlich leere Tage verweilten; es ist aber eine viel schönere und anmutigere Stadt als ich geglaubt hatte. Müllers aus Bremen,[1] von denen du ja wohl weißt, waren mit uns da und machten nun auch mit uns die herrliche Wasserfahrt auf dem Rhein durch das Rheingau bis Koblenz hinunter. Zwei Tage dauerte diese Fahrt mit eingerechnet das Aussteigen an den schönsten Stellen, diese waren Rüdesheim und Bacharach, bezaubert muß man sein von der Pracht dieser Gegend; beschreiben kann ich dir nichts; sagt wenigstens uns mit der Feder nichts; aber manches wohl werde ich dir mitteilen, wenn wir uns sehen. Von Koblenz fuhren wir noch mit Müllers zusammen zu Lande bis Nassau, wo wir uns trennten und wir nach M. Abreise noch einen schönen Ausflug bei Stein zubrachten, der dort ein herrlich gelegenes Gut hat, auf dem er auch so heiter war, wie ich ihn noch nie gesehen habe. Gegen Abend fuhren wir nach Schwalbach, wo nun das Badeleben anging, das an sich selbst leicht langweilig nur durch einige sehr anmuthige Landpartien und durch ein Paar interessante Bekanntschaften verschönt wurde. Wir sagten Bad und Brunnen gleich sehr zu, Ludchen weniger, die erst zuletzt gute Erfolge zu spüren anfing, und zu arg ist der Müßiggang, zu dem man verdammt ist. Nach absolvierter Kur gingen wir nun über Frankfurt und Darmstadt die Bergstraße herauf nach Heidelberg, auch ein einzig schöner Weg, links ein sehr anmutiges, Wein- und Obstbewachsenes kleines Gebirge, die Straße selbst mit dem prächtigsten Obst und vorzüglichen Nußbäumen bepflanzt, vor sich in der Ferne erst den Donnersberg, dann das Hardtgebirge, dann die Vogesen, und links einen sanften bis zum Rhein

1) Vgl. über diese Familie: Adolf Müllers Briefe in die Heimat. Aus dem Nachlaß Varnhagens. 1874.

sich hinziehenden Abhang von einer Kultur, wie ich sie noch nie gesehen. Auf den besten Weiden nemlich haben wir fast gar kein Feld gesehen, sondern alles wie ein Garten von Kohlgewächsen, Bohnen, Hopfen, Taback, Mais (oft zwei, dreierlei durcheinander auf ein und demselben Fleck) und überall Obstbäume dazwischen. Und was sage ich von Heidelberg? Das liegt zauberisch schön gerade an der Oeffnung des Neckar, teils so daß man Gebirg und Ebene zugleich, Neckar und Rhein sich hinschlingen siehet. Ueber dem Odenwald gehet die Sonne auf und hinter den Vogesen gehet sie unter. Die Stadt selbst ist schön gepflastert, aus jedem Hause eine malerische Aussicht. Der Neckar hat ein Wasser wie Smaragd und so klar, daß man jeden Kiesel durchsieht. Auf der halben Höhe des Berges hinter der Stadt die schöne Ruine des alten Schlosses; oben Wälder von unsern Kastanienbäumen, kurz Natur Kunst (denn es ist dort jetzt eine herrliche Sammlung von altdeutschen Gemälden) und Geselligkeit vereinigten sich, die fünf Tage zu den schönsten der Reise zu machen, die wir an diesem liebenswürdigen Orte zubrachten. Von Heidelberg gingen wir über Würzburg, Bamberg (auch ein wundersam schön gelegener Ort) Koburg und das hohe Thüringer Waldgebirge (dies war auch eine majestätische Tagereise grade am 5. September) nach Rudolstadt wo wir einen Tag blieben, um die Fahrt nach Schwarzburg zu machen; dann über Jena und Halle, wo wir einen halben Tag blieben und einen recht vergnügten Abend bei Niemeiers zubrachten.

Ich wurde hier im Schreiben unterbrochen durch deinen lieben Bruder den Oberstleutnant, der hier ist, um dem König von seiner russischen Expedition Berichte abzustatten. Er hat diese ungeheure Strapaze doch recht glücklich überstanden und denkt künftiges Jahr mit den Seinigen nach Rügen, wozu er sich auch einen Zug Pferde mitgebracht hat. Schon einmal war er hier in diesen Tagen leider als ich nicht zu Hause war, nun war er so gut wiederzukommen und den Mittag mit uns zu essen. Morgen in aller Frühe will ich ihm den Ehrenfried bringen, den er noch nicht wiedergesehen hat. Unserer kleinen Jette scheint die Reise ja auch recht gut bekommen zu sein, und dein Bruder fand sie sehr gewachsen. Von der Reise ist nun nichts weiter zu erzählen. Heut vor 8 Tagen um Mitternacht kamen wir in Potsdam an und des Morgens, so früh wir aufstanden, ließen wir uns Lotte rufen, wie die nach Potsdam kommt? Ja denke dir, sie ist im Begriff eine Condition dort anzunehmen, und war bei den Leuten, einem Oberst von Block, auf einige Tage, um sich das Leben anzusehen. Heute ist sie zurückgekommen, und die Sache scheint entschieden zu sein, so daß sie wohl künftige Woche ganz einziehen wird. Sie hatte aus großem Tätigkeitstrieb hier schon allerlei andere Pläne von Schulen, dic sie selber . . ., so daß ich, da nun dieses ganz ungesucht kommt, nichts dagegen sagen kann und ich nur bitte, ja nicht einen Augenblick länger zu bleiben, als sie sich wohl gefällt

Ueber die alten Geschichten in deinem und meinem Briefe schreibe ich nichts mehr, es wird zu lang und breit. Halte dich nur an das, womit ich schloß: . . . . Laß das andere indeß ruhen, mündlich kann man es noch eher auseinandergliedern. Nur eins zu deiner Beruhigung. Als ich von einem Briefe an Jette sprach, meinte ich natürlich nicht den letzten, sondern den vorletzten, der aber auch abgeschickt ist, als du den ihrigen schon hattest. Wenn es alles geht, wie es soll, so erhältst du mit diesem Briefe zwei Exemplare der neuen Predigten, eines für dich und eines für unsere Lotte Pistorius. Grüße sie mir und schreiben würde ich wohl ein ander Mal. Und so grüße die andern Freunde alle. Das ist der erste Brief, den ich schreibe, seit wir zurück sind, und ich halte es ordentlich für ein Heldenstück, so bin ich aus der Gewohnheit. Aber künftige Woche soll nun das Arbeiten wieder recht frisch angehn. Du behälst noch viel zu gut; wenn es nicht Nacht wäre und ich morgen nicht früh aufstehn müßte, würde ich noch ein Blatt anfangen. Denn ich könnte noch viel erzählen von der Reise und von Hause. Und sage nur der Pistorius, ich schickte ihr die Predigten, aber sie möchte mir auch die Liebe tun und sie verbrennen, sobald sie sie gelesen hätte.

Berlin, den 17. September 19. Dein alter treuer Schleier.

Am Rande stehen noch die Worte:

Morgen in acht Tagen gehet auch das Predigen wieder an. Wir haben Louis gesund in Heidelberg gesehen. Ich schreibe nächste Woche. Ich grüße dich indeß herzlich.

2

Montag, 24. Juni 22

Ich kann wohl zu Ihnen sagen, was der alte Dessauer zum lieben Gott: „ich inkommodiere dich nicht oft“; nun aber ist hier ein musikalischer Vetter meiner Frau, ein russischer Oberstleutnant v. Mühlenfels, der nicht warten kann bis zum nächsten Auditorium und da wollte ich schönstens bitten, ob Sie mir wollten ebenso außerordentlich als gütig ein Billet auf morgen für ihn zukommen lassen. Ich wollte, ich könnte Ihnen auch wieder etwas gutes anthun, aber das konnte der alte Dessauer auch nicht.

Von jenseits der Ostgrenze

3

Ein altes Pfarrhaus habe ich hier vorgefunden. Von den deutschen Pastoraten in Rußland hatte ich mir nach Erzählungen andere Vorstellungen gemacht. Es gleicht einem Bauernhause. Einen Teil der Möbel hatte der Pastor noch weggefahren, und

viel ist durch Einquartierungen beschädigt oder verschleppt. Acht Tage etwa habe ich auf einem Lager von faulendem Heu gelegen, bis ich mir Betten besorgen konnte. Ein Tisch, ein paar Stühle, ein Schrank, damit ist das Zimmer fertig, wenn auch ästhetische Bedürfnisse eines Liebhabers der Innenkunst nicht befriedigt werden.

Wie hat sich die Gemeinde in der Kriegszeit geholfen? Der bisherige Pfarrer war vor dem Einmarsch der Deutschen im Oktober 1914 unverständlicher Weise weggegangen. Er soll jetzt in Riga sein. Er hat noch vor seiner Abreise in der Woche Hunderten, die von Panik ergriffen die Empfindung hatten: Jetzt geht es um Leben und Sterben, das heilige Abendmahl reichen müssen. Die Gemeinde ließ ihn eher nicht fort. Der Kantor wurde zum Militär eingezogen, er ist heute noch dort, und da haben nun ab und an deutsche Militärpfarrer Gottesdienst gehalten. Zivilgeistliche von jenseits der nahen ostpreußischen Grenze kamen gelegentlich herüber. Einer der Lehrer mußte an den übrigen Sonntagen Lesegottesdienst halten. In der Nähe war ein Kriegslazarett, und der Lazarettpfarrer unterrichtete und konfirmierte die Kinder und traute die Brautpaare. Hier und da in den Dörfern sammelten sich wohl auch die Frommen in einem Bauernhaus, und ein Stundenhalter predigte dort. So ging die Zeit hin und hat unter Not und Angst, in Krieg und großem Schrecken einen Hunger nach Gottes Wort entstehen lassen; als es nun hieß: Ein Pfarrer ist wieder da, kein Feldprediger, sondern „einer nur für uns“, da war die Freude groß, und die einzige Frage nur, ob ich nun auch immer bei ihnen bliebe, und am ersten Sonntag gab es trotz Unwetter und aufgeweichter Wege fast einen Kampf um die Plätze.

Zum Kirchspiel gehört ein weites Gebiet; es werden wohl sieben bis acht Quadratmeilen sein. In den Jahrzehnten, als einmal das Land bis Kowno und Warschau preußisch war, muß in das litauische und polnische Gebiet eine ansehnliche Einwanderung aus Altpreußen stattgefunden haben, und hernach in russischer Zeit ist immer noch Nachschub gekommen. Denn der Deutsche galt etwas im Lande, und es gab ein gutes Vorwärtskommen. Vielleicht sind sogar Salzburger Kolonien schon zu Friedrich Wilhelms des Ersten Zeit über die damals polnische Grenze gekommen. Ihre Namen sind in der deutschen Bevölkerung stark vertreten. Nördlich von hier gibt es ein Dorf, das nur von Salzburgern bewohnt ist, die noch länger als die preußischen ihre alten Sitten und Trachten beibehalten haben, ja noch vor dreißig Jahren ihren Dialekt besaßen.

In der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts haben diese Evangelischen im alten Kongreßpolen sich zu Gemeinden zusammen geschlossen und dem Warschauer Konsistorium, das in den achtziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts für die beiden deutschen lutherischen Gemeinden in Wengrow und Warschau bestand, angegliedert. Der Mangel an Pastoren, die Armut der Gemeinden und die weite Ausdehnung der Kirchspiele brachte das Filialsystem mit sich. Bethäuser, manchmal auch ansehnliche Kirchen sind gebaut worden, in denen alle drei bis vier Sonntage der Pfarrer predigt. An den Zwischensonntagen liest der Kantor die Predigt. Er tauft auch, führt die Kirchenbücher, er begräbt die Gemeindeglieder, unterrichtet die Konfirmanden, die dann der Pfarrer prüft und einsegnet, und hält eine deutsche evangelische Schule, oft die einzige im weiten Umkreis. An Gütern gesegnet waren weder Pfarrer noch Kantoren, wenn man von den zu Großstadtgemeinden entwickelten Gemeinden der Industriestädte absieht. Der russische Staat zahlte einige hundert Rubel für die Führung der Standesamtsregister. Landdotation war meist nicht vorhanden; die Pfarrer waren hauptsächlich auf die Einnahmen aus den Kasualien angewiesen. Wir, die wir aus deutschen Verhältnissen kommen, lernen hier erst verstehen, wieviel Entwürdigendes doch mit der Abschaffung der Stolgebühren von uns genommen ist. Es kommt einem vor wie ein Handeltreiben mit Gottes Wort.

Die Gemeinden hier sind echtes Diasporaland mit all seinen Vorzügen. Trotz der weiten Entfernungen von der Kirche, trotz der seltenen und gewiß oft nicht hervorragenden Predigt ist eine rege Kirchlichkeit vorhanden, die für viele evangelischen Gemeinden Deutschlands beschämend ist. Man kann hier manchmal

nachdenklich werden, ob all die Mittel und Mittelchen zur Hebung der Kirchlichkeit bei uns in der Heimat die rechten sind. Bei uns ist es ja fast eine Ueberfütterung mit Predigt, Bibelstunden, Vereinen aller Art, Familienabenden, Kindergottesdiensten und so weiter — und dann sehe man diese Gemeinden, denen die Predigt eine seltene Sache ist! Aber es ist wohl die enge Verbindung von Nationalität und Kirche, woraus für das kirchliche Leben eines Volkes die stärkste Kraft erwächst. So ist es im Orient, so ist es in den östlichen Diasporagebieten. Auch hier sind Deutsch und Evangelisch, Litauisch und Katholisch identische Begriffe. Ja das geht soweit, daß die allerdings nicht zahlreichen evangelischen Litauer zu den Deutschen zählen. Sie sind tatsächlich auf russischem Boden von der evangelischen Kirche germanisiert worden. Und es fehlt hier noch all das, was bei uns den Menschen verflacht und die Interessen von der Kirche ablenkt. Für den schlichten Bauern und Arbeiter gibt es keine Zeitung, keine Politik, kein Theater, kein Kino. Die Kirche ist in viel höherem Maße als in deutschen Dörfern und Kleinstädten noch der Mittelpunkt, um den alle geistigen Interessen sich konzentrieren und von dem alle geistigen Anregungen ausgehen.

Brunau

Loisy — Weggis

Es ist ein Vorrecht der im neutralen Lande Weilenden, die internationale Kriegsliteratur beherrschen zu können. Zeitungen, Flugschriften, die ernsthafte Kriegsdebatte von Franzosen, Engländern, Japanern, Amerikanern u. A. stehen überreichlich zur Verfügung, da sie zumeist in Massen in die Wohnungen der Auslandsdeutschen hineingeworfen werden. Es ist ein Vorrecht, das Alles lesen zu können; kein Vorzug. Denn man erlebt die bitterste Enttäuschung, die nur in ganz seltenen Fällen schwindet und einer gewissen Besinnlichkeit und Hoffnung Platz macht. Es fehlt der gute Wille zum Verstehen, und die bunte Fülle des mannigfachen Lesestoffes vereinfacht sich überraschend schnell: das Meiste ist schablonenmäßig über einen Leisten geschlagen und entbehrt gänzlich der individuellen Durchdringung. So hört denn auch schließlich der gute Wille zum Lesen auf, man vergeudet nicht gerne Zeit; nur hin und wieder horcht man auf, wenn ein bekannter Name ans Ohr schlägt, der über den Durchschnitt sich zu erheben verspricht. Alfred Loisy ist ein solcher Name, sein Buch „Guerre et religion" (2. Auflage, Paris E. Nourry 1915 196 S. 2,50 Frs.) schien die Lektüre zu lohnen.

Es enttäuscht gründlich. Namentlich im ersten Teile; im zweiten begegnen wenigstens einige Gedanken, über die sich reden ließe. Das Uebrige ist Dutzendware und wird dadurch nicht besser, daß es zumeist schon vor Jahresfrist, stellenweise sogar in der ersten Erregung nach Kriegsausbruch geschrieben wurde; Loisy hätte hinlänglich Zeit gehabt, zu bessern und zu ändern, und da er im Dienste einer „Union pour la vérité" schreibt, wäre das füglich seine Pflicht gewesen. Es verlangt Niemand von ihm, daß er sich der deutschen Auffassung des Krieges, seiner Ursache und seiner Bedeutung anschließt; es soll ihm ohne Weiteres zugebilligt werden, daß „Wahrheit", scheinbar das Einfachste, tatsächlich das Schwierigste in Kriegszeiten ist: aber die Wahrheit bleibt auf alle Fälle eine sittliche Verpflichtung und bindet ihre Jünger, im Kriege sogar mit doppeltem Bande, nichts in die Oeffentlichkeit zu setzen, was nicht wirklich einwandfrei feststeht, und still zu schweigen, wo man nur vermutet, ja, sogar zwar persönlich überzeugt ist, aber nicht beweisen kann. Diese Wahrheitsethik hat Loisy völlig beiseite geschoben. So tischt er uns die sattsam bekannte Märe wieder auf, daß Deutschland den Krieg gewollt habe, um „Herrin des Orients" zu werden, Oesterreich sein gehorsamer Diener gewesen sei und England zu seinem höchsten Bedauern als Schützer der belgischen Neutralität habe eingreifen müssen. Zugegeben, daß Loisy diese Auffassung für richtig hält, der gewissenhaften Prüfung der Gegenargumente hat er sich entzogen, er gibt Behauptungen statt Beweise und zerschlägt damit die Ethik der Wahrheitspflicht. An ihre Stelle rückt die Leidenschaft, ja, sie steigert sich zur Hysterie des Hasses, der, seiner selbst nicht mächtig, blind konstruiert und einfach niederschlägt, was ihm widerstrebt. Das Buch Loisys steht an Ausfällen und Schmähworten gegen deutsches Wesen und deutsche Kultur auf der Stufe eines Gassenblattes, und wenn das am grünen Holze in Frankreich geschieht, was soll am dürren werden? Einige Beispiele:

Frankreich kämpft wie Belgien und Serbien für seine Existenz, es kämpft, um Frankreich zu bleiben und nicht Deutschland unterworfen zu werden (S. 42). — Deutschland indessen will unschuldig sein wie ein neugeborenes Kind, sanft wie ein Lamm, es wartet nicht, daß man seine Tugenden preist, es verherrlicht sie mit allen Stimmen seiner Pfarrer und Gelehrten, sogar in der Zeit, wo es den Augen der Welt nur seine brutale Gewalt und seine Verachtung jeden öffentlichen und privaten Rechtes zur Schau stellt (S. 45). — Deutschland schreit, daß man es zum Kriege gezwungen hat, weil man ihm nicht erlaubt hat, Europa und die Welt nach dem Willen seines Ehrgeizes zu regieren (ebenda). — Der Gott der Deutschen ist eine Form des deutschen Hochmuts (S. 48). — Der Krieg Wilhelms II. ist im Grunde nicht frömmer als die Kriege Sanheribs und Nabuchodonosors (S. 49). — Der alte Nationalgeist ist im neunzehnten Jahrhundert wieder wach geworden, und anstelle des Gottes der christlichen Metaphysik, des Gottes des Evangeliums, anstelle Christi sah man sich den Gott der Deutschen erheben, eine Neuauflage des alttestamentlichen Jahve, der die Kananiter tötet, um ihr Land seinem Volke Israel zu geben (S. 64). — Deutschland ist eine große Kriegsmaschine geworden, und welche Rücksicht nimmt der Deutsche auf die Persönlichkeit Anderer? Wir haben ihn an der Arbeit gesehen. Welchen Wert haben Menschenleben, Persönlichkeiten für diese massakrierenden Offiziere, die kalten Herzens schutzlose Menschen vernichtet haben, Greise, Frauen, Kinder, und für diese von Wein und Unzucht trunkenen Soldaten, deren Schandtaten man nicht beim rechten Namen zu nennen wagt? (S. 104)

Genug und übergenug dieser schmutzigen Verleumdung! Armes Frankreich! Sollen wir wirklich glauben, daß die „Hingabe an das unsterbliche Frankreich — an dieses Frankreich! — die wahre Religion für jetzt und immer" sei? (S. 85) Daran ist höchstens dies interessant, daß Loisy, der einst kirchentreue Katholik, den alten Glauben jetzt ganz bei Seite geworfen hat und ein „einiges, schönes, starkes Frankreich", besser als ehedem, ganz auf dem Nationalismus aufbauen will. Gewiß soll es Frankreich unvergessen bleiben, daß es „zuerst das neue Evangelium der Wahrheit, Freiheit, Gerechtigkeit und Brüderlichkeit verkündet hat" (S. 107), aber Loisy treibt mit diesem Pfunde schlimmen Wucher. Die französische Revolution war die wirksamste, weil gröbste Form jenes Evangeliums, seine Tiefe und Reife offenbarte der deutsche Idealismus, und was Loisy uns vorträgt, erinnert wohl an die Leidenschaft der Revolutionäre des achtzehnten Jahrhunderts, ist aber von Wahrheit und Gerechtigkeit sehr weit entfernt.

Besonders grimmig wird der französische Gelehrte gegen den Papst. Anscheinend von ethischem Sehwinkel aus. Er verlangt von Benedikt dem Fünfzehnten Gerechtigkeit und Unparteilichkeit, findet aber nur — Neutralität, d. h. moralische Indifferenz. Diese Unterscheidung der Begriffe hat an sich ihren Wert, den man in neutralem Lande doppelt empfindet. Die Neutralität der Bürger kann hier tatsächlich zur sittlichen Abgestumpftheit und gänzlichem Verzicht auf ethisches Urteil führen, ja, führt leider dazu nur zu oft — „aus Gründen der Neutralität". Es ist, derb ausgedrückt, das Prinzip der allgemeinen Wurstigkeit, und man wird mir schon glauben, daß man gerade als Deutscher im neutralen Lande darunter leiden kann; dem gegenüber bedeutet Loisys Forderung an sich eine Befreiung: es gibt eine Gerechtigkeit, die auch für den „Neutralen" Gerechtigkeit ist und sittliches Urteil fordert; ihre Handhabung ist Unparteilichkeit. Ein Massakrieren wehrloser Frauen z. B. ist eine Schandtat, schlechtweg, mag sie begehen, wer will. Soweit hat Loisy ganz Recht. Aber nun verlangt er die Stimme der unparteiischen Gerechtigkeit von Benedikt dem Fünfzehnten gegenüber der deutschen Besetzung Belgiens, entrollt (S. 69 f.) ein Schauergemälde angeblicher soldatischer Greueltaten und wirft dem Papste daraufhin ein gänzliches Versagen von Humanität und Gerechtigkeit vor. Tragikomisch berührt dabei, daß Benedikt der Fünfzehnte als Kreatur einer italienischen Priesterklique hingestellt wird — die Worte sind jedenfalls vor Italiens Beitritt zur Entente geschrieben. Ein ungeschickteres Beispiel konnte Loisy schwerlich bringen; stellt man sich einmal ganz auf seinen Standpunkt, so fehlt hier für die Gerechtigkeit und Unparteilichkeit, wie er sie ethisch richtig versteht, die Grundvoraussetzung: die klare Einsicht in die Tatsachen, die ein unparteiisches Urteil ermöglichte. Es wurde an den schweizerischen Bundesrat von westschweizerischer Seite genau dieselbe Forderung, die eines

offenen Protestes gegen die Verletzung der Neutralität Belgiens, gestellt. Er hat sie abgelehnt. Mit Recht. Hier war die Zurückhaltung des Urteils nicht indifferente Neutralität, sondern sittliche Pflicht. Es dürfte sich überhaupt fragen, ob eine politische Macht derzeit imstande ist, Gerechtigkeit und Unparteilichkeit im obigen Sinne in öffentlichem Urteil zu verkünden. Einer Einzeltat gegenüber mag das gelingen, obwohl es auch da unter Umständen schwer werden kann; aber politische Mächte haben es mit großen Zusammenhängen zu tun, und die sind jetzt noch nicht „unparteiisch und gerecht" überschaubar. Humanität aber kann nur blinder Haß *dem* Papste versagen, der den Gefangenenaustausch und die Ausheilung kranker Krieger in der Schweiz ermöglichte. Die ganze Moralität, die Loisy diesem Abschnitte seines Buches leihen möchte, ist tatsächlich nur eine Lumpenhülle für seine fanatische Leidenschaft.

Als den französischen Gelehrten seiner Zeit der Bannstrahl Pius des Zehnten im neuen Syllabus traf, glaubte man eine Verdammung deutscher protestantischer Theologie zu lesen, Sätze Harnacks, Holtzmanns, Wredes u. A. schien die Kurie zu verwerfen. In der Tat: Loisy verdankt sein Bestes deutscher wissenschaftlicher Arbeit. Und der Dank? Man sucht ihn in seinem Buche vergebens. In kleinlichster Weise, bei der sogar der Adelstitel (S. 15) herhalten muß, zankt Loisy mit Harnack und seiner Berufung auf das Beispiel Davids mit den Schaubroten herum. Leider steht er damit nicht allein; der Krieg hat in greller Weise, selbst bei „Neutralen", das „Undank ist der Welt Lohn" beleuchtet. Es ist fast nichts mehr übrig geblieben von Dankesverpflichtung, Verstehenwollen und Geistesaustausch. Alles nahezu hat der Haß gegen Deutschland verschlungen. Dann darf man sich freilich nicht darüber wundern, daß des Mordens kein Ende wird, sollte aber die Schuld nur da suchen, wo sie liegt: in diesem Haß, und nicht etwa beim deutschen Militär. Und sollte sich auch die gewaltige Schwierigkeit der Herstellung eines geistigen Völkergleichgewichtes klar machen. In einer Auseinandersetzung mit den Reflections of a non-combatant (London 1915) von Miß Maude Petre, der Biographin George Tyrrells, empfindet Loisy ganz richtig, daß eine Völkergemeinschaft auf der Basis übernationaler Wissenschaft und Geisteskultur nicht zu erzielen sein wird, da infolge des Krieges Wissenschaft, Kunst und Kultur sich um den Staat gruppieren und nationalen Charakter tragen werden. Die Völker sind Staatsvölker geworden, stärker als sie es je waren, und werden es vermutlich bleiben. Die internationale Kultur und Wissenschaft kittet ein Volk nicht, sondern zersplittert es; das erleben wir in der Schweiz nur zu deutlich, deren ganze innere Schwierigkeit darauf beruht, daß das demokratische Schweizervolk kein Staatsvolk ist. So werden die Ideale von Miß Petre Traum bleiben; ihr Ziel, das sie das Mazzinis nennt: „die Nation für die Humanität" ist Utopie. Ablösung der Philosophie, Kunst, Wissenschaft vom Staatsboden wird nie mehr in dem Maße möglich sein wie etwa am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts in Aufklärung und Idealismus; die Kultur behält den nationalen Stempel und wird erst von da aus sich über die geographischen Grenzen der Nation vorschieben. Aber auch diese Gedanken dienen Loisy nur dazu, die Behauptung aufzustellen, „daß die deutsche Kultur, wenn sie sich nicht ändert, das große Hindernis des Weltfriedens bleiben wird."

Genug. Das Buch Loisys ist Konstruktion, und der Baumeister war die Leidenschaft. Solche Bauten stürzen über Nacht.

2

Und nun die Wirklichkeit! Wenigstens ein Stück von ihr. Wir haben jetzt deutsche Soldaten im Lande und freuen uns ihrer. Sie haben uns ein wenig schmerzlich entbehrter Heimat gebracht. Wie wohl das tut, Heimatlaut und Heimatdenken! Man möchte ihnen Allen danken und die Hand drücken für ihren Vaterlandsdienst, und dabei danken sie selbst immer wieder, schlicht, einfach, von Herzen für alle Worte und Liebesgaben, die wir bringen, einfach bringen müssen, da es uns nicht hält: es ist der Weg, auf dem auch wir in der Fremde „mit dabei" sein können, etwas wenigstens. Wir sehen auch manches Leid: in Buochs waren die Internierten eben erst eingetroffen, die Uniformen zerfetzt, blutbefleckt, von Kugeln durchlöchert, die Verbände notdürftig, die Wunden schwer. Aber die Freude überwiegt doch, wenn man in der kleinen Interniertenkolonie zu Weggis den wohltätigen Einfluß der Schweizerluft auf die Verwundeten selbst sieht und zahlenmäßig registrieren hört: durchschnittlich acht Pfund Zunahme pro Mann in acht Wochen! Es ist aber auch Alles geschehen, um Behaglichkeit, Traulichkeit und Heimeligkeit zu erzeugen. Bestimmte Gasthäuser und Räume sind den Soldaten reserviert, die Hausordnung ist militärisch, läßt aber viel freie Zeit, man begegnet den Soldaten viel im Ruderboote auf dem See oder auf der Landstraße; die Soldatenstuben sind schlicht geschmückt, mit Bildern des Kaisers, der großen Heerführer, der großherzoglich-badischen Familie, auch mit kurzen patriotischen Sprüchen, jeden Morgen treffen telegraphisch die Berichte aus dem Großen Hauptquartier ein und werden angeschlagen, auch Tageszeitungen fehlen nicht. Unterhaltungen wie Volkstheater oder populäre Vorträge werden geboten, gar nicht zu reden von der beständigen Anregung des Fremdenverkehrs. Immer wieder aber fesselt das Bild des deutschen Kriegers mit einem Schweizer Büebli oder Maitschi auf dem Arm! Da läßt er sich zausen, das Sturmband von der Mütze heruntermachen, gutmütig lachend, erzählend, spielend, selbst wieder Kind! Es steckt doch ein besonderer Kindersinn im Deutschen — und das sind dann die „Barbaren", mit denen die Welt aufgepeitscht wird! Ich habe viel mit den deutschen Kriegern gesprochen, sie erzählen von mancher Entbehrung und schwerem Leiden, aber ein Wort des Hasses habe ich nie vernommen. Dazu ist ihnen der ganze Krieg zu heilig. Loisy und Weggis — die Namen verkörpern Nationen und beleuchten grell die Verschiedenheit von Leidenschaft und sittlicher Selbstzucht.

In der Heimat aber möge man wissen: es geht unseren Soldaten gut im Schweizerlande, dem für seine Gastlichkeit warmer deutscher Dank gebührt. *Walther Köhler*

Aus Briefen eines französischen Kriegsfreiwilligen

Am 9. Mai 1915 fiel bei einem erfolglosen Sturmangriff der Franzosen bei Roclincourt, nördlich von Arras, der neunzehnjährige Student der Theologie *Alfred-Eugène Casalis*, geboren zu Morija im Bassuto-Land, wo sein Vater und sein Großvater als Missionare tätig waren. Er war erst am 7. Januar 1915 als Freiwilliger eingetreten.

Aus den soeben in einem Bändchen vereinigten Briefen des Gefallenen (Alfred-Eugène Casalis. En souvenir d'un jeune Soldat de la France et de Jésus-Christ. Paris, Editions de Foi et Vie, 1915. 93 S.) geben wir einige Auszüge.

Aus der Kaserne, während der Ausbildung

3. März 1915

[Nachdem er sich in seiner Hoffnung auszurücken getäuscht sah, weil die ärztliche Untersuchung ungünstig ausgefallen war.]

Du kannst dir denken, wie weh es mir tat, da bleiben zu müssen; aber man muß sich fügen lernen, sich freudig fügen, besonders weil Viele da sind, die auf uns schauen.

Dieser Gedanke ist es, der es mir erleichtert hat, mit Ruhe hier zu bleiben, fast mit Freude, möchte ich sagen; der Gedanke, daß ich bei diesen jungen Männern bleiben werde, die ich jetzt kenne und die mich kennen und die ahnen, woher ich die geringen Kräfte ziehe, die ich besitze.

Wenn du wüßtest, wie ich jetzt die menschliche Seele besser verstehe, besonders die Seele dieser Geringen, die arbeiten, die kämpfen, die leiden, die nur mit einem Faden an dem Leben hängen: mit ein bischen Liebe, einigen materiellen Interessen, einigen Genüssen und besonders vielen Gewohnheiten. Oh wie oft reut mich dieses instinktive Fernhalten, dem ich in der ersten Zeit mich hingegeben habe! . .

Welche Schätze entdeckt man, wenn man in die Tiefe dieser Seelen einzudringen vermag! Ich habe gelernt sie zu lieben, und jetzt versuche ich mit ihnen zu sprechen. Oh dieser Glaube, den ich zu gewissen Stunden so leuchtend, so tief in mir empfand, wie schien er mir trocken, scholastisch, aus subtiler Wortklauberei zusammengesetzt, wenn ich zu diesen Geistesarmen sprechen sollte, die nur das Leben kennen, die nie etwas von Idealismus gehört haben, nie von Geist, nie von Materie, die aber ganz einfach — leben und leiden! Es gab Augenblicke, wo ich mich fragte, ob es eine Religion geben sollte für das Volk, und eine andere für die Intellektuellen, und folglich auch zwei verschiedene Sittengesetze. Aber nein, ich fühle, ich weiß, so ist es nicht, und ich denke an das Wort des Apostels: „Christus gestern, heute und *derselbe* in Ewigkeit." Und war er nicht selber ein

Zimmermann? Und hat er nicht gesagt: „Selig sind, die da geistig arm sind"?

..... Wir Studenten, wir Intellektuellen lassen uns zu leicht von unserer „Bildung" einnehmen. Wir gehen darin so sehr auf, daß wir nichts anderes mehr sind. Und das ist unser Fehler. Wir sollten uns immer daran erinnern, daß sie nur eine „Anschauungsweise" ist, und das sorgfältig und treu zu bewahren suchen, was uns ein Berührungspunkt mit andern Seelen sein kann.

Und darunter verstehe ich nicht allein einen moralischen oder eigentlich religiösen, christlichen Berührungspunkt. Ich meine auch eine geistige Berührung: die Verbindungslinie, die uns ermöglicht in sie einzudringen, zu werden wie sie, einer der Ihrigen zu werden, wie Jesus tat.

Ich sage dies alles, wie gerade die Worte mir einfallen. Es sind alte, oft wiederholte Wahrheiten. Aber die Erfahrung, die ich damit jetzt stündlich mache, gibt ihnen für mich einen ungeheuren Wert, und ich bedaure es nicht besser ausdrücken zu können.

Vor Ende des Monats vielleicht werde ich zur Front abgegangen sein. Solche Sorgen erfüllten mein Herz; es bleibt darin aber auch dieser Friede, der über alle Vernunft geht und den Er nur gegeben hat.

15. März

[Nach einem kurzen Heimatsurlaub, der der letzte sein sollte.]

Die Trennung von zu Hause war schwer; aber im letzten Augenblick waren Vater und Mutter so ruhig, so vertrauensvoll, daß alles leicht wurde und nicht anders als wie eine gewöhnliche Abreise aussah. Besonders nachdem wir alle zusammen gebetet hatten, hat sich alles erhellt, und wir fühlten in uns die unbedingte Sicherheit, daß es nur ein Abschied auf kurze Zeit war, weil wir ja erwartet werden. . . .

Seit heute früh bin ich wieder in der Kaserne. Ich fühle mich wunderbar wohl und frisch, voller Hoffnung und Vertrauen. Heute Nachmittag machten wir einen kleinen Marsch von 15 Kilometern, unter einer glühenden Sonne und im Staub: alles ist gut abgelaufen. Nie, seit mehr als einem Jahre, fühlte ich mich in so guter Verfassung, körperlich und geistig.

16. März

[Aus einem Briefe für die Zeitschrift Notre Revue, Organ der christlichen Gymnasiasten.]

... Kurzum, die wahre Tugend der christlichen Soldaten ist die Festigkeit: „Halte fest an dem, was du hast." Leider lernt sich das nicht in den wenigen Tagen der Ausbildung: das wäre Lernstoff für ein ganzes Leben, und man hat nie ausgelernt.

Die Hauptsache beim Militär ist, sich nicht abstumpfen zu lassen. Der Geist hat nur zu sehr die Neigung einzurosten; man muß ihn fortgesetzt wach halten und dazu vor dem Ausrücken sich eine Reihe von Gegenständen bereit halten, die man studieren will, die den Geist beschäftigen werden während der langen Stunden des Marsches oder der Untätigkeit.

Zu den peinlichsten Stunden, die man beim Militär zu durchleben hat, gehören die langen Marschstunden. Da kommt die Roheit der Menschen am klarsten zum Vorschein und äußert sich in unanständigen Liedern. Man ist angeekelt und schweigt. Aber es kommt der Moment, wo selbst die Tollsten genug haben: den muß man benutzen, um sein Lied zum besten zu geben, eines von den hübschen, wohltuenden, deren wir so viele haben.

Da man in der Kaserne mit den unangenehmsten Seiten des Lebens aneinander gerät, kommen bald alle Charaktereigenschaften in ihrer ganzen Nacktheit zum Vorschein. Da muß man sofort Stellung nehmen, zeigen wie man ist: ein Christ. Und dann nicht nachgeben! Wenn man es schlecht getroffen hat, kann man sich fernhalten; aber nie darf man das Gebot unseres Herrn vergessen: „Liebet euch untereinander," das ja in der Losung unserer „Pfadfinder" seinen genaueren Ausdruck findet: „Allezeit hilfsbereit sein."[1]) Durch eine solche Haltung verschafft man sich Respekt. Und das ist noch der sicherste Weg, um in die Herzen zu dringen.

17. März

Nun wird es nicht mehr lange dauern; die Stunde des Ausrückens naht. In vierzehn Tagen wahrscheinlich werden wir an der Front sein.

Ich ziehe voll innern Friedens, voll Vertrauen hinaus. Ohne Furcht, hoffe ich. Ich werde mich mit einem guten Gewissen schlagen. Ohne Haß, sicherlich, weil ich glaube, daß unsere Sache gerecht ist, weil das siegreiche Frankreich eine Mission zu erfüllen haben wird, eine zivilisatorische und im Sinne der Solidarität erzieherische Mission. Ich glaube dies, weil ich für meinen Teil eine solche Berufung angenommen habe und ich Viele kenne, die sie zu der ihrigen machten.

Ich fühle in mir eine unbegrenzte Hoffnung, die über den Tod hinaus mich den Anfang eines erneuten, herrlichen Lebens schauen läßt.

21. März

..... Ich denke in diesen Tagen an einen Aufsatz, den ich C. für das Organ der christlichen Gymnasiasten versprochen habe. Ich werde wohl von dem Tode sprechen, denn ich denke oft daran. Ich gedenke all der jungen Seelen, all dieser neuen Leben, die der Krieg neu geschmiedet hat und die im Hinblick auf das Opfer schön und groß geworden sind. Ich werde mich vielleicht an die Worte Jesu halten: „Vater, ich bitte Dich nicht, daß Du sie von dieser Welt nehmest, sondern daß Du sie bewahrest vor dem Uebel." Aber ich weiß nicht, ob ich den Aufsatz werde schreiben können. Wenn die Gedanken und die Worte mir nicht kommen, wie ich sie wünsche, werde ich nichts schreiben.

Folgert nicht hieraus, daß ich mich dem Tode nahe fühle. Nein, mehr denn je habe ich den Glauben an das Leben. Besser als vordem bin ich mir bewußt, daß man „leben" muß, und ich **will** leben. Trotzdem aber fühle ich mich bereit, und wenn der Tod mich abholen wird, wird er mich nicht überraschen. . . .

Ihr macht euch keinen Begriff von dem Frieden, in dem ich lebe. Alle, die ich liebe, fühle ich nahe bei mir, ganz nahe. . . .

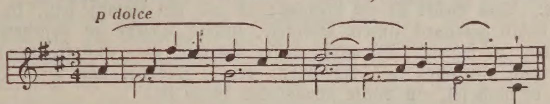
Wir alle sind jetzt „im Dienst". Und unser Dienst ist heilig. Vielleicht werden wir berufen sein, allein zurück zu bleiben: die uns vorausgegangen, werden noch bei uns sein, die Erinnerung an ihre Anstrengungen wird sie überdauern. Sie werden ja im Lichte leben, das unsere Augen noch nicht wahrnehmen, ganz nahe bei uns. Auf immer werden wir innig vereint sein, wenn wir in Ihm eins sein werden — wir in Ihm und Er in uns. . . .

25. März

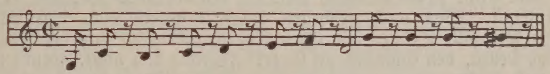
.... Es ist eine glühende Hitze; der Aufstieg ist hart und der Tornister schwer; die ersten Minuten sind peinlich; dann gewöhnt man sich daran, und munter geht der Marsch vorwärts. . . .

Wenn ich so nicht weiß, was ich treiben soll, auf dem Marsch zum Beispiel, oder beim Exerzieren, singe ich innerlich. Ich horche auf die Töne, die in mir schlummern; jetzt ist es gerade Beethoven, der mit mir redet.[2]) Ein oder zwei Sachen haben mir dieser Tage besonders wohlgetan:

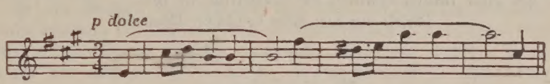
das Menuett der 7. Sonate von Beethoven:



und das Andante der 10. Sonate von Beethoven:



und das 7. Präludium von Chopin:



25. März

Der Ruf des Herrn dringt immer stärker an mein Ohr, oder vielmehr in mein Herz, und was tue ich, um ihm zu antworten?

Ich höre Jesus auf Pilatus Frage antworten: „Du sagst es, ich bin ein König." Und siehe, der Friedensfürst, der Christ-König ist verlassen: seinem Wort, seinen Befehlen, seiner Lehre wird widersprochen, im Leben eines jeden Tages. Oh mein Frankreich, was hast du mit deinem König gemacht? Und die ganze Christenheit und die Kirche, was habt ihr mit eurem Heiland gemacht? Er war König, König von Rechtswegen, König nach der Geburt, König nach dem Willen Gottes, und die Seinen haben ihn verlassen; Er bleibt allein.

Aber so darf es nicht bleiben. Er **wird** König sein. Die Kriegsfreiwilligen haben es gelobt. Francis Monod, Robert Prunier, Andere, viele Andere sind gefallen, indem sie an dieses herrliche Reich dachten, das kommen **muß**, das kommt. Ihr Tod war eine Stufe zu diesem Reich, wie ihr Leben eine war.

Und dafür muß das neue Frankreich aufstehn, um Christus zum König zu machen. Und denen, die zurück bleiben, fällt die Aufgabe zu, neue Arbeiter herbeizuführen zu der Ernte, die heranreift.

Wir geloben es, Herr, wir wollen arbeiten, damit Dein Reich komme, wir werden unser Leben opfern für dieses Ziel.

28. März

..... Ich glaube, daß ich bereit bin, ich meine innerlich. Ich habe mit all meinen Kräften darnach getrachtet mich vorzubereiten. Und ich habe mich daran gewöhnt, dem Gedanken an den Tod nicht auszuweichen: er schreckt mich nicht. Wenn ich auf dem Schlachtfelde bleiben soll, so bin ich bereit. Ich werde sterben, ohne zu klagen, weil ich weiß, daß Andere besser als ich das Werk vollenden werden, dem ich mich gewidmet habe, weil ich die Zuversicht besitze, meinen Weg gefunden zu haben, und daß der Herr mich als einen der Seinen anerkennen wird. Es ist Friede in mir, weil ich weiß, daß der Vater sich derer, die ich liebe, annehmen und daß Er mich bewahren wird. Immer mehr glaube ich nur für dieses eine Ziel arbeiten zu können: „Dein Reich komme."

5. April

..... Denke dir, letzthin auf der Kasernentreppe höre ich einen dicken Bauern aus dem Limousin aus vollem Halse das Menuett aus der 7. Sonate von Beethoven pfeifen! Er hat es gelernt, indem er mich auf dem Marsche es vor mich hinsummen hörte. . . .

7. April

... Ich ziehe froh, voll Vertrauen und Frieden hinaus. Ich danke dir, Vater, und dir geliebte Mutter, für alle Zärtlichkeit und

1) éclaireurs — Pfadfinder, in Frankreich eine christliche Jugendvereinigung. D H

2) Op. 10 Nr. 3 und Op. 14 Nr. 2. Beethoven auch in den französischen Feldbriefen, die Johannes Müller zuerst deutsch veröffentlicht hat: siehe das Vierte Kriegsheft seiner Grünen Blätter S. 89: „Wenn seine Musik in mir erwacht, rührt sie an etwas so Gewaltiges, daß es mir jedesmal ist, als ob eine Hand die über der Schöpfung lagernden Schleier hinwegzöge." Dort auch Händel, Schumann, Wagner.

Liebe, die ihr uns gegeben habt, für alles, was ihr in uns gelegt habt an Vertrauen in das Leben und in unsern Herrn und an Hoffnung. Habt Dank auch dafür, daß wir uns beim Ausrücken sagen können: ihr werdet nicht zu sehr leiden, weil ihr wißt, in welcher Obhut wir stehen.

7. April

Jetzt rücken wir aus! Ich ziehe mit Freuden, im Gedanken, daß ich endlich etwas werde leisten können.

Ich fürchte mich nicht vor dem Tode. Jetzt kann ich es in voller Aufrichtigkeit sagen: ich habe das Opfer meines Lebens gebracht. Ich kann es ohne Furcht tun.

Zunächst weiß ich, daß Sterben der Anfang des Lebens ist. Nicht eines Lebens in ewigem Glück und Beschaulichkeit, sondern eines wahren Lebens. Ich glaube, daß die Toten bei den Lebenden bleiben, unsichtbar, aber gegenwärtig, und sie sind es vielleicht, die Gott uns schickt, wenn er unsere Gebete erhört, auf daß ihr Geist, der sein Geist ist, uns leite und belebe.

Und dann glaube ich, in einigen Seelen einen Samen gelassen zu haben, der aufgehen wird am Tage des Herrn. Und alles, wofür ich gelebt habe, alles was ich sein und tun wollte, dies alles, ich fühle es, wird wieder leben, wird nicht zu Grunde gehn.

Glaube nicht, — weil ihr, du und andere, zurückbleiben müßt, ohne am Kampfe teilzunehmen, — glaube nicht, daß ihr unnütz seid, im Gegenteil. Es gibt etwas, was du tun kannst: beten. Bete für die, die draußen sind und denen diese Hülfe not tut. Bete für die, die leiden.... Bitte den Herrn, daß er Arbeiter in seine Ernte sende. Das Gebet ist ein Ringen; es soll ein Kampf sein, in dem wir dahin gelangen unsere Wünsche, unsere Triebe zu besiegen und zu Gott zu sagen: „Du weißt besser als wir, was uns frommt; gib uns, daß wir alles in Deine Hand legen, wissend, daß Dein Wille, was er auch sei, ein Wille unendlicher Liebe ist."

Ich spreche mit dir vom Tode, weil ich daran denke, weil ich mit aller Kraft darnach strebe, mich auf ihn vorzubereiten, weil er eben möglich ist. Was auch geschehen möge, erinnere dich, daß Er abwischen wird alle Tränen von ihren Augen. Aber ich habe den Glauben an das Leben, den Glauben an Gott: „Fürchte dich nicht, glaube nur." Sei voll Vertrauen und bete auch an Stelle derer, die kämpfen und nicht die Zeit finden können, es ordentlich zu tun.

[Briefe aus dem Felde in nächster Nummer]

Verschiedenes

Don Juans Erlösung. Roman. Braunschweig, Westermann. 383 S. Gebunden 5,50 Mk. **Die Alten von Gerschauen.** Berlin-Lichterfelde, Edwin Runge. 96 S. 1 Mk. **Meine Fahrten an die Ost- und Westfront.** Im gleichen Verlage. 68 S. 90 Pfg. **Wer die Heimat liebt wie du.** Roman. Braunschweig, Westermann. 417 S. Gebunden 6 Mk. Sämtlich von **Artur Brausewetter.**

Don Juans Erlösung: das weltliterarische Thema von dem „Unmenschen ohne Glück und Ruh", dem Frauenliebe nur ein Mittel zum Zweck der Sinnenbefriedigung ist, der in der Frau nur immer das Geschlechtswesen sieht, das er rücksichtslos wegwirft, wenn es ihm den Dienst erfüllt hat — Brausewetter hat es auf seine Art abgewandelt, indem er es in die leicht bewegliche Seele eines Künstlers gelegt hat, der nach Erfolg und Ruhm hungernd das Lieben und Geliebtwerden wie ein unentbehrliches Reizmittel seiner Phantasie auskostet, doch niemals sich selber wahrhaft hingibt. Und dieses immer neue Vergehen an der Frau rächt sich an ihm durch die Unfähigkeit, das große befreiende Dichterwerk, das ihm vorschwebt, zu schaffen. Bis endlich ein echtes Weib, das er in eine unglückliche Ehe mit dem Freunde hineingelockt hat, und das aus dieser Versuchung sich zu freiem Menschentum hindurchkämpft, ihm die Erlösung bringt. Da, wo er selbst entbehren und entsagen muß, wird er von der niederen Sinnenhälfte seines Wesens frei. Der Rest seines Lebens ist Buße, aber er büßt mit der seelischen Geburt des großen Dramas, die des Dichters Sündenfall und Reinigung nach eigenem Erleben darstellt: „Don Juans Erlösung." So gibt Brausewetter der Tragikomödie des Liebesabenteurers einen Abschluß, der in der ursprünglichen Vorlage fehlt, eine erzieherische Spitze, die an das versöhnende Ende der Gretchendichtung im „Faust" erinnert. — Bewundernswert ist die ungemeine Weltkenntnis des Erzählers, der die Erfahrungen des Seelsorgers nutzbar zu machen weiß, ohne — und das ist das Auszeichnende an diesem Theologenwerke — den christlichen Grundgedanken in störender Absichtlichkeit oder in kirchlich geprägter Form herauszukehren.

Ein erzieherisches Buch ist auch die kleine Erzählung Die Alten von Gerschauen, eine mit feinem Stifte hingeworfene Skizze aus den Tagen dieses Weltkrieges, die eine Bühnenkünstlerin durch Zufall in ein ostpreußisch-ländliches Idyll geraten läßt, wo sie zum ersten Male lieben und der Liebe entsagen lernt. In aller Kürze werden hier prächtige Greisengestalten sicher gezeichnet, ein Kreis natürlicher, geistig umgrenzter Menschen, in deren Mitte der überfeinerte Kulturmensch meteorartig auftaucht, um rasch wieder zu entschwinden, einen stillen Glanz hinterlassend — aber auch wie eine kaum erkannte Gefahr für beide Teile, die wie ein schmerzliches Adagio auf den stillen Fluren verklingt. — Eine zweite Frucht des Kriegserlebnisses des Verfassers ist sein Bericht Meine Fahrten an die West- und Ostfront. Was ein evangelischer Geistlicher, dem es vergönnt war, unsere Truppen auf beiden Seiten des großen Kampffeldes zu besuchen, im Schützengraben und hinter der Feuerlinie an rastloser Arbeit und Hingabe erlebt hat, ist in anschaulichen Bildern dargestellt; besonders bemerkenswert das über die deutsch-evangelische Kirche Rußlands Gesagte. Auch ein Besuch bei Hindenburg fehlt nicht, der niemanden ohne neugestärkten Mut entläßt, von dem das auf Goethe gemünzte Wort in anderem Sinne gilt: „Der große Beruhiger."

Seinen kleineren aus dem Weltkriege geschöpften Schriften läßt der unermüdliche Erzähler einen geschichtlichen Roman Wer die Heimat liebt wie du folgen, der den seelischen Ertrag der bereits historisch gewordenen Rettung Ostpreußens im Spiegel menschlichen Einzelschicksals zu sammeln versucht. Man kann zweifeln, ob anderthalb Jahre Vergangenheit genügten, um die dem Dichter notwendige Ruhe der Betrachtung so ungeheurer Vorgänge zu gewährleisten. Aber das schnell gefügte Werk des Zeitgenossen hat dafür den Vorzug unmittelbaren Erlebens. Und Brausewetter gehört zu den geistigen Kriegsteilnehmern, die aus nächster Nähe beobachten und eine Fülle von Einzelzügen verarbeiten durften, die festgehalten zu werden verdienen. Aber er hat sich nicht begnügt, Berichterstatter zu sein. Das Douglas-Wort, das er seinem Buche als Titel gegeben, bezeichnet den Brennpunkt seiner frei geschaffenen Handlung: wie in dem hart bedrängten Deutschen der Ostmark in höchster Gefahr die Liebe zur Heimatscholle aufflammt, wie weiland vor hundert Jahren, als der Feind von Westen kam; wie Mann und Weib, Herr und Knecht, Bürger und Edelmann in selbstverständlicher Pflicht zusammenstehn — das zeigt in kraftvollen Bildern der Vaterlandsfreund. Und auch der Theologe verleugnet sich nicht, der gewohnt ist, in der Geschichte geistige Entwicklungen zu sehen. Der am tiefsten Erlebende ist ein Geistlicher, der von akademischer Geisteshöhe, einem Schleiermacher von Ferne vergleichbar, auf die Volkskanzel steigt und endlich zum Samariter wird, bereit, sein Leben für die Brüder zu lassen. Bemerkenswert ist die Zurückhaltung, mit der die Greuel des ostpreußischen Russeneinfalls geschildert werden; des geistlichen Verfassers würdig auch die dichterische Behandlung der Feinde, unter denen auch ansprechende, ja, gewinnende Gestalten gezeichnet sind. Brausewetter hat den Vorzug gehabt, seine Dichtung mit dem berühmten Befreier Ostpreußens, dem er das Buch gewidmet, besprechen und sich seines Einverständnisses mit dem Geiste seiner Darstellung vergewissern zu dürfen.

Walther Nithack-Stahn

Kriegs-Literatur

Kriegs- und Heimatchronik von Dr. Friedrich Naumann und Dr. Gertrud Bäumer. Erster Band. Berlin, Georg Reimer. 345 Quartseiten. 5, gebunden 6 Mk. — Ein kühnes Unternehmen dieser schöne Neudruck der von so Vielen schon dankbar in der „Hilfe" genossenen Doppelchronik. Naumann und Gertrud Bäumer, die sich trefflich ergänzen, in Kolumnen neben einander. Die „Hilfe" hat nicht am wenigsten durch diese Chronik sich siegreich durch den Krieg geschlagen. Diese Sonderausgabe wird ihr neue Freunde werben. Preis sehr billig.

Deutschland im Urteil des Auslandes früher und jetzt. Unter Mitwirkung von Bernheim, Brandl, Deutschbein, Dibelius, Eucken, Dyroff, Franz, Haas, Herre, Hildebrandt, Hoeniger, Jäger, Köster, Kluge, Lamprecht, Meinecke, Rein, Schäfer, Stimming, Unger, Vetter, Wechsler, Freiherr von Wilamowitz-Möllendorf herausgegeben von Heinrich Fränkel. Mit Geleitworten von Peter Rosegger, Gustav von Schmoller und Wilhelm Waldeyer. München, Georg Müller. 320 S. 3, gebunden 4 Mk. — Besprechung des verdienstlichen Werkes folgt.

Der Kriegsring des Vaterlandsdanks. Illustriert, 32 S. Zu beziehen gegen Einsendung eines angemessenen Betrags vom Verein deutscher Schmucksteinfreunde in Crefeld und durch alle Sammelstellen des Vaterlandsdanks. Reinertrag für die Sammlung zugunsten der Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen.

Gegen die Moskowiter. 1. Halbband. Die Masurenschlachten. Von Kurt Floericke. Stuttgart, Franckh. 78 S. 1 Mk. — Sehr lesenswert.

Der Samariterdienst der Schweiz im Weltkrieg. Heft 2: Wie suchen wir die Vermißten? Bilder aus einer Ermittlungsstelle. Von J. Bikle. 60 S. 1 Mk. Heft 3: Die Kriegsgefangenenpost. Von Albert Reichen. 46 S. 80 Pfg. Zürich, Füßli.

Evangelische Preßbestrebungen und Hoffnungen für die Jahre 1914 und 1915. 2. (Alte Folge: 19.) Jahrbuch des Evangelischen Preßverbandes für Deutschland, herausgegeben von W. Stark und S. Swierczewski. Berlin-Steglitz, Verlag des Evangelischen Preßverbandes für Deutschland. 144 S. 1 Mk.

Predigten und Verwandtes

Lic. Paul Althaus: Lodzer Kriegsbüchlein. Deutsche evangelische Betrachtungen. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 97 S. 1 Mk. Partiepreise.

Dr. H. Beck: Vorwärts! Gottes Kraft für die Front im deutschen Weltkriege. Mit 55 Aufnahmen. Braunschweig, Wollermann. 176 S. 3 Mk.

Pfarrer G. Benz: Ohne Blutvergießen keine Vergebung. Predigt. Basel, Missionsbuchhandlung. 13 S. 30 Rappen.

Pastor Arthur von Broecker: Neue Weckrufe aus der Kriegszeit. Zwei Predigten. Halle, Fricke. 15 S. 25 Pfg.

Superintendent D. Cordes: Kriegsbrot. Predigten und Ansprachen aus dem ersten Kriegsjahr, August 1914 bis Juli 1915. Leipzig, Paul Eger. 257 S. 3, gebunden 3,50 Mk.

Georg Burggraf: Drei Predigten eines Frühvollendeten, gehalten in der Augustinerkirche zu Gotha, und eine Ansprache an seine Kameraden, gehalten im Felde. Herausgegeben von seinen Freunden. 2. Auflage. 31 S. 1 Mk. Zu beziehen durch Frl. Martha Seyfarth, Gotha Lindenallee 22 (Palais Augustenburg). Der Reinertrag soll dazu dienen, die Mittel für die Ueberführung der Leiche nach dem Ehrenfriedhof aufzubringen. Ein tragischer Tod ereilte den jungen Freund auf dem russischen Schlachtfelde.

Dr. Conrad: Festhalten bis ans Ende. Andachten für die Kriegszeit. Berlin, Warneck. 48 S. 40 Pfg.

D. Karl Eger: Sechs Predigten aus dem ersten Kriegsjahr, gehalten im akademischen Gottesdienst zu Halle. Halle a. S., Max Niemeyer. 43 S. 0,80 (nicht 1,80) Mk.

Gustav Eichstädt: Glüh und verlösche nie! Kriegspredigten für ländliche Gemeinden. 2. Folge. Leipzig, Paul Eger. 107 S. 1,50 Mk.

Otto Funcke: An die Leidtragenden. Altenburg, Stephan Geibel. 21 S. 20 Pfg. Partiepreise.

Pfarrer D. Paul Grünberg: Kleiner Kriegspsalter für 1916. Kriegsandachten. Straßburg i. E., Evang. Gesellschaft. 20 S. 20 Pfg.

Pfarrer Johannes Haecker: Tiefstes Dunkel — hellstes Licht! 4 Predigten für Karfreitag und Ostern. Berlin-Lichterfelde, Edwin Runge. 29 S. 60 Pfg.

Pfarrer Dr. Fritz Huber: Aus tiefer Not zu Gott! Kriegsandachten. Heidelberg, Evang. Verlag. 79 S. 1,20 Mk.

D. August Kind: Von den ersten Blättern der Bibel. Betrachtungen. Heidelberg, Evang. Verlag. 120 S. 1,50 Mk.

Pfarrer Otto Lauterburg: Freudiges Christentum. Drei Ansprachen. Thun, Stämpfli. 17 S.

Dekan Lembert: Auf dem Schmerzensweg. Zwei Predigten, gehalten in der St. Markuskirche zu München. München, Müller und Fröhlich. 31 S. 25 Pfg. Partiepreise.

Pastor Lösche: Im alten Drange nach vorwärts — unter den Augen Gottes. Predigt über Lukas 18, 31—43. Leipzig, Serig. 12 S. 20 Pfg.

Pfarrer E. Mann: Im deutschen Haus ein gesegnetes Geschlecht. — Unser aller Mutter. — In silentio et spe. — Gott, Kaiser, Vaterland. — Feldgraue Hirten in heiliger Nacht. — Heiliges Hoffen über dem Kriegsfeld. Ein Neujahrsgruß ins Feld 1916. — Zum Besten der Kriegshülfe. Berlin, Georg Nauck. Je 8 S. 20 Pfg.

Wilhelm Meyer: Nach der Bewährung die Verklärung. Bibelworte an Kriegergräbern. Marburg, Elwert. 16 S. 20 Pfg.

Pfarrer Rudolf Mühlhausen: Ich will ein Krieger sein im Heere des Lichts! Eine deutsche Predigt. Leipzig, Otto Naschke. 12 S. 20 Pfg. Partiepreise.

Garnisonpfarrer Reetz: An meine Soldaten. Ansprachen und Predigten während des ersten Kriegsjahres. Leipzig, Xenienverlag. 170 S. 1 Mk.

Professor D. Simons: Neue Kraft. Predigt am 6. Februar 1916. Marburg, Elwert. 12 S. 20 Pfg.

Franz Spemann: Elias, ein Mann Gottes. Betrachtungen. Cassel, Furche-Verlag. 102 S. 1,50 Mk.

Pfarrer Ewald Uhlig: Die Seligpreisungen. Predigten im Weltkrieg 1915 gehalten. Leipzig, Arwed Strauch. 56 S. 1 Mk.

Gottes Wort in Eiserner Zeit. Ein Gedenkbuch in Predigten und Kriegsbetstunden, in Verbindung mit Aßmann, Bode, Conrad, Eckardt, Fikenscher, Hackenschmidt, Hesselbacher, Horn, Lehmann, Mahr, Michaelis, Nuzinger, Pfannkuche, Schütz, Simons, Stein, Tribukait, Wintermann, Ziesenitz herausgegeben von Pfarrer Wilhelm Meyer. Neue Folge. Marburg, Elwert. 6. Lieferung S. 385—492. 1 Mk.

Moderne Predigtbibliothek 13, 1. Festpredigten aus der Kriegszeit von Foerster, Fresenius, Freybe, Herzog, Langenfaß, Lieberknecht, Lueken, Poßner, Rolffs, Starcke, Violet, Wurster. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 89 S. 1,35 Mk.

Tatflugschriften 12: Der Tod fürs Vaterland. Zwei Reden aus Antike und Gegenwart. Jena, Eugen Diederichs. 30 S. 50 Pfg. — Das Heft enthält zuerst die Totenfeierrede des Perikles aus Thykydides, dann, nach Hölderlins Gedicht „Der Tod fürs Vaterland", eine „Predigt" von Johann Ludwig Schumacher: Der heilige Tod. Dem antiken Staatsgedanken ist so — nicht vom Verfasser, sondern vom Herausgeber — der deutsche Opfergedanke gegenübergestellt; der Verfasser dieser Predigt, die mehr pantheistisch-mystisch als christlich gestimmt ist, schwelgt förmlich in der Hingabe an den Tod.

Sechstes Kriegsheft der Grünen Blätter. Von Johannes Müller. 18. Band, 4. Heft. Schloß Mainberg, Verlag der Grünen Blätter. Mit dem Prospekt von Schloß Elmau. Das einzelne Heft 1 Mk. Es stehen sehr gute Worte darin.

Geschichte der Deutsch-Reformierten Gemeinde zu Magdeburg von den Anfängen bis auf die Gegenwart. Von Dr. Ralph Meyer. Zwei Bände, 731 und 874 S. 38 Bilder und Pläne. Magdeburg, Julius Neumann 1914. 12, gebunden 15 Mk.

Der Verfasser hat fast die sämtlichen Akten und Urkunden seiner Gemeinde mit verbindendem Text zum Abdruck gebracht und damit für eine zukünftige Geschichte der reformierten Gemeinden in Deutschland einen wertvollen Baustein geliefert. Die Bände bieten vielen kirchengeschichtlich, kirchenrechtlich, kulturgeschichtlich und schulgeschichtlich interessanten Stoff. Ob wirklich der wörtliche Abdruck aller wiedergegebenen Schriftstücke die Kosten lohnt, steht dahin, das Werk war vor dem Kriege vollendet.

W Bornemann

Die deutschen Katholikentage. Auf Grund der amtlichen Berichte dargestellt von P. Bräunlich. Zweiter Band. Halle (jetzt Berlin), Verlag des Evangelischen Bundes. 382 S. 3,50 Mk.

Akten, Dokumente, Aussprüche des Zentrums bietet Bräunlich in diesem zweiten Bande seiner Darstellung der deutschen Katholikentage. Mit großem Fleiß und reicher Belesenheit hat er alles zusammengestellt, was die verschiedenartigsten Strömungen innerhalb des Zentrums nach Zeit und Ortverhältnissen verständlich macht; ohne alle Kleinlichkeit und Engherzigkeit entschuldigt er Persönliches und Allzupersönliches, was dem Konto des Katholizimus nicht gutzuschreiben ist, trennt mit Scharfsinn deutsches und fremdes Wesen, vereinigt mit beherrschendem Ueberblick alles Zusammengehörige und fördert oder macht zugänglich eine Fülle von Material und Tatsachen, die sonst für weite Kreise in Zeitungen, Bibliotheken und Archiven weiterschlummern würden. Scheinbar heute veraltet hat das Buch doch eben jetzt für den nachdenkenden Leser seinen besonderen Reiz.

Heinrich Reuß

Unsere Gottesdienste. Ein Dorfkirchenbeitrag zur Agenden-Reform von Pastor Bettac. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung. 39 S. 80 Pfg.

Das Schriftchen enthält beachtenswerte Vorschläge für die Belebung der Gottesdienste im Sinne der Dorfkirchenbewegung. Die Bereicherung der Liturgie, die Beseitigung der dem Volk unverständlichen Formen, die Einführung des dramatischen Elements in den Gottesdienst, die Beteiligung der Gemeinde am Kultus sind wichtige Mittel dazu. Es wäre sehr gut, wenn in den vom Verfasser vorgeschlagenen Kommissionen die nötige Vorarbeit geleistet würde, um das vorhandene Gut zu sammeln und zu sichten. Das erstrebte Ziel, die Beseitigung der Unkirchlichkeit in den Landgemeinden, wird aber auf diesem Wege allein nicht zu erreichen sein. Was hier vorgeschlagen wird, sind doch nur „kleine Mittel", die wir gewiß nicht verachten sollen. Aber wichtiger ist, daß die Kirche aus der Enge des Konfessionalismus herauskommt und die im Beginn des Krieges mit dem Volksganzen erreichte Berührung dauernd festhält, und daß die Gemeinden zu wirklichen Gemeinschaften mit persönlicher Pflege eines jeden Einzelnen werden. Erst dann wird die sehr nötige Agendereform die erwünschten Früchte bringen.

Ewald Stier

Kleine Mitteilungen. Der Preis 3,50 Mk. von Steinart, Der Hauptmann, wie er in voriger Nummer mitgeteilt war, gilt für das gebundene Buch. Ungebunden 2,50 Mk. —

In der Monatsschrift „Der unsichtbare Tempel", Märzheft 1916, ruft Dr. Ernst Schultze, Hamburg-Großborstel, unter der Ueberschrift „Ein fehlendes Werk der Menschenliebe" zu seelischer Hilfe für die Hinterbliebenen der im Kampfe Gefallenen auf. Vor allem sollte man ihnen helfen, durch gemeinnützige Arbeit über den ersten Schmerz hinwegzukommen. Ueberall werden Kräfte gebraucht, nachdem so viele Männer aus der Arbeit an unserem Volke in den Kampf gerufen sind, und gerade die Wohlfahrtspflege bedarf dringend der Hülfe der Frau, „die voll unsäglicher Geduld und mit weicher Hand jene persönliche Fürsorge leistet, ohne die auch die umfassendsten allgemeinen Pläne nicht durchführbar sind." Damit nun Jede auch die richtige Arbeit findet, sollte eine Art von Kanzlei errichtet werden, die über alle Fragen dauernd freundliche Auskunft gibt: in Berlin würde sie sich am besten mit der „Zentrale für private Fürsorge" und der „Zentralstelle für Volkswohlfahrt" in Verbindung setzen. In den Zeitungen sollten dann etwa alle 14 Tage Aufrufe erscheinen, um die Hinterbliebenen gerade in Erinnerung an ihre gefallenen Lieben zu gemeinnütziger Tätigkeit aufzufordern. — Wir geben diese wertvolle Anregung gern weiter: mit einer solchen Vermittlungsstelle wäre beiden, den Trauernden wie den Wohlfahrtsbestrebungen, gedient. —

„Englands Imperium ist auf Glauben gegründet; es führt seine Möglichkeiten statt seiner Heere ins Feld. In Dublin wurde das britische Weltreich widerlegt." So in einem lesenswerter Artikel der „Schaubühne" Nr. 19. —

Schloß Elmau wird am 1. Juni eröffnet. Es ist ein Ereignis und eine Leistung — mitten im Krieg. Die Schloß Mainberg kennen, wissen, was sie in Elmau zu erwarten haben. Eine Erholungsstätte „für alle innerlich gerichteten Menschen", sagt Johannes Müller. Natur und Gemeinschaft sollen in dem Menschen das, was er eigentlich ist, gegenüber dem, was aus ihm geworden ist, zu Tage fördern. Er soll erleben, wie Jeder in seiner Weise, mit seinen Sinnen und Kräften auf Grund eigenen Erfahrens aus dem Wahn zur Wahrheit, aus der Lebensschwäche zur Lebensvollmacht, aus dem Versagen zur Erfüllung seiner Bestimmung kommen kann. Das ist ein großes Ziel, und mit Recht wird ein längerer Aufenthalt gefordert. Die Lage muß ja verlockend sein. Am Wettersteingebirge, zwischen Partenkirchen und Mittenwald, 5 km von der nächsten Bahnstation (Klais), 1030 m über dem Meeresspiegel. Betriebszeit 1. Juni (künftig 1. Mai) bis 31. Oktober und vom 22. Dezember bis 20. März. Man lasse sich den Prospekt kommen von der Schloßverwaltung Elmau, Post Klais, Oberbayern.

R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Goslar Mittwoch den **14. Juni**

Vormittags $9\frac{1}{2}$: Lic. Dr. **Paul Rohrbach** über **„Nationalistische und idealistische Weltpolitik“.**

Dienstag den 13. Abends von 8 Uhr an zwangloses Zusammensein. Mitteilungen.

Mittwoch den 14. früh 9 Notwendiges Liebeswerk. — Nachmittag 6 Allgemeiner Evangelisch-Protestantischer Missionsverein: Dr. Linde und Dr. Witte. — Abends 8 Ordentliche Mitgliederversammlung der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt. Fortsetzung am Donnerstag Vormittag.

Für diese Mitgliederversammlung bedürfen Gäste der Einführung. Die übrigen Veranstaltungen sind frei zugänglich.

Versammlungskalender

21. 22. Mai	Allgemeine Evangelisch-Lutherische Konferenz Herford
23. 24. „	Evangelischer Verband zur Pflege der weiblichen Jugend Deutschlands Hiddesen bei Detmold
23.—25. „	Frauenhülfe Berlin
10.—19. Juni	Freizeit junger Mädchen Königsfeld
13. 14. „	Freunde der Christlichen Welt Goslar
15. 16. „	Bund deutscher Jugendvereine Frankfurt a. M.

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 18. Aufnahme der Arbeitskonferenz durch die Presse der kirchlichen Rechten — Verschiedenes: Trennung von Staat und Kirche — Personalien.

Nr. 19. Westpreußen. Juli bis Dezember 1915 — Aus dem preußischen Abgeordnetenhaus — D. Traubs Rede zum Kultusetat — Verschiedenes: Der Peterspfennig; Wiederbelebung des Gebetläutens; Nochmals Ostpreußen.

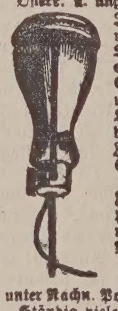
Als **Privatsekretärin** sucht Dame aus bester Familie Betätigung. Suchende besitzt rasche Auffassungsgabe, ist zuverlässig, sprachlich gebildet, hat Stenographie und Maschinenschreiben erlernt. Bekleidete Jahresstelle als Sekretärin bei Gelehrten. Vorher Erzieherin mutterloser Kinder und Leiterin des Haushaltes. Würde auch gerne wieder ähnlichen Vertrauensposten übernehmen. Vorzügliche Zeugnisse und und Empfehlungen. Gef. Off. zu richten an **Frl. R. Marget, Zell i. W.** (Baden).

Soeben erschien:

Wie sollen wir uns als Christen gegen unsre Feinde verhalten?

Von **Sup. Dr. Hornburg**
16 S. **Preis 10 Pf.** (Porto 3 Pf.)
Stiftungsverlag in Potsdam

Näh-Ahle „Juwel“
D. R. G. M. + Patent.
Österr. u. ungar. Pat. angem.



Jeder sein eig. Reparateur! **Sie näht Steppstiche wie eine Nähmasch. Größte Erfindung, um Leder, Felle, Leinwand usw. mit der Hand zu nähen. Zum Reparieren von Schuhen, Geschirr., Sätteln, Segeln, Zelten usw. Preis p. St. aus Metall mit 3 verschiedenen Nadeln und Faden**

Mk. 3.50

unter Nachn. Porto u. Verpack frei
Ständig viele Anerkennungen.
Bitte beim Ankauf zu beachten: Die Ahle „Juwel“ ist stets aus Metall, ist von unbegrenzt. Dauerhaftigkeit und unübertreffliches Original-Fabrikat, kann deshalb niemals mit wertlosen, hölzernen und billigen Nachahmungen verglichen werden!
Gen.-Vertr. f. Kgr. Preußen
O. Schmid, München
Bayerstr. 45/52

Soeben erschien:

Osterglaube ist Ewigkeitsgewißheit

Predigt gehalten von Professor D. **Friedrich Loofs**
Herausgegeben v. Halleschen Bibel- und Schriften-Verein
Preis 15 Pf.
Zum Versand und zum Verteilen Partien v. 50 M 6.—, 100 M 10.—
Gloeckner & Niemann
Evangelische Buchhandlung
Halle S. Alte Promenade 7

Dores Prachtbibel II Bd. tadellos neu verkauft billigst **Schmidt, Berlin W** Steglitzerstraße 67 III.

Probenummern
der Christlichen Welt versendet jederzeit unentgeltlich der Verlag.

Vielbegehrt

ins Feld und darum besonders geeignet zur Versendung in der Reichsbuchwoche:

Von der Hexe, die eine Heilige war
Von Agnes Günther 1913 — Mk. 1,50

Christenglaube in Krieg und Frieden. 1. Im Krieg
Von Martin Rade 1915 — Mk. 1,30

Zwei Schicksalsfragen: 1. Vom Schicksal der Werte 2. Vom Werte des Schicksals
Von Paul Jaeger 1916 — Mk. 1,—

Durch jede Buchhandlung zu beziehen oder nach Einsendung des Betrages zuzüglich Porto (Postscheckkonto Frankfurt-M. 9807) direkt vom Verlag.

Verlag der Christlichen Welt, Marburg i. H.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) und der H. Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen

> Ein edles Buch: — ein Teil der Kraft, die an des Reiches Seele schafft.
> Friedrich Lienhard

Zur Reichsbuchwoche:

Vom 28. Mai bis 3. Juni wird mit Genehmigung der Behörden eine Reichsbuchwoche veranstaltet. Jedermann soll in dieser Woche Lesestoff fürs Feld stiften. Für diesen Zweck seien empfohlen:

O. Baumgarten, Bismarcks Glaube. M. 2.80, gebunden M. 4.—.
W. Bousset, Das Wesen der Religion. M. 2.—, gebunden M. 3.—.
B. Duhm:
Das Geheimnis der Religion. M. —.60.
Die Gottgeweihten. M. —.60.
Das kommende Reich Gottes. M. —.75.
S. Eck, Aus den großen Tagen der deutschen Philosophie. M. 1.80, gebunden M. 2.60.
Faust III. Teil. 6. Aufl. M. 2.—, gebunden M. 3.—.
H. Fischer, Die schwäbische Literatur im 18. und 19. Jahrhundert. M. 3.60, gebunden 4.80.
R. Frank, Seekriegsrecht. M. 1,80, gebunden 2.60.
— — **Die belgische Neutralität.** M. —.75.
O. Frommel, Vom inwendigen Leben. Predigten. M. 3.—, gebunden M. 4.—
Th. Haering, Lieder in der Heimat. In Pappband M. —.60.
W. Heitmüller, Jesus. M. 2.—, gebunden M. 3.—.
P. Jaeger, Ich glaube keinen Tod. M. —.50.
E. Jaffé, Volkswirtschaft u. Krieg. M. —.75.
F. Kern, Dante. Gebunden M. 3.—.
Sten Konow, Indien. M. 2.70, kartoniert M. 3.50.
R. Kroner, Kants Weltansicht. Gebunden M. 2.50.
K. Kumpmann, List als Prophet des neuen Deutschlands. M. —.90.
J. Manskopf, Der Mann Gottes in der bildenden Kunst. M. 2.—. gebunden M. 3.—.
G. Mehlis, Gestalten des Krieges. M. 1.50.
R. Otto, Naturalistische und religiöse Weltansicht. M. 3.—, gebunden M. 4.—.
E. v. Philippowich, Die Entwicklung der wirtschaftspolitischen Ideen. M. 1.60, gebunden M. 2.20.
F. Resa, Die Propheten. Kartoniert M. 1.20.
K. Sell, Die Religion unserer Klassiker. Gebunden M. 4.—.
— — **Der Anteil der Religion an Preußens Wiedergeburt.** M. -.60.
Das Neue Testament, übersetzt von **C. Weizsäcker.** Ausg. A (mit Fundorten und Parallelstellen), kartoniert M. 1.50, Ausg. B, kartoniert M. 1.50.
V. Valentin, Kolonialgeschichte. 4.80, gebunden M. 6.—.
H. Weinel, Jesus im 19. Jahrhundert. M. 3.50, gebunden 4.50.
— — **Ibsen, Björnson, Nietzsche, Individualismus und Christentum.** M. 3.- , gebunden M. 4.—.
P. Wernle, Jesus. Gebunden M. 5.-.
R. Wimmer, Inneres Leben. M. —.80.
W. Windelband, Das Heilige. Feldpostausgabe. M. —.40.
O. Zurhellen, Kriegspredigten. Kartoniert M. 2.50.
— — **Helden und Heilige.** Kartoniert M. 2.50.

Religionsgeschichtliche Volksbücher
für die deutsche christliche Gegenwart
begründet von Friedrich Michael Schiele
Einfache Nummer 50 Pf., geb. 80 Pf., Doppelnummer M. 1.—, geb. M. 1.30
Ausführliche Verzeichnisse stehen zur Verfügung.

Arbeitsfreudige junge Mädchen (18—35 Jahre)
mit guter Schulbildung werden zur **Ausbildung als Schwestern** für die sächsischen Heil-, Erziehungs- und Krankenanstalten gesucht. Staatsanstellung, gutes Gehalt. Pensionsberechtigung. Aufnahmebedingungen werden versendet.
Oberpfarrer Naumann, Rektor des Kgl. Schwesternhauses, Hubertusburg b. Wermsdorf, Bez. Leipzig.

Die Töchterheime des Ev. Diakonievereins **Cassel-Wilhelmshöhe,** Lindenstraße und **Cassel-Wilhelmshöhe** am Brasselsberg, Heime für Töchter gebildeter Stände mit hauswirtschaftlicher Ausbildung und wissenschaftlicher Weiterführung.
Prospekte wie nähere Mitteilungen durch den **Vorstand des Ev. Diakonievereins, Berlin-Zehlendorf, Frl. Elisabeth zu Strohe, Frl. Henny Rocholl, Cassel-Wilhelmshöhe Lindenstrasse 13 und Frl. Aug. Muus in Cassel-Wilhelmshöhe am Brasselsberg.**

Allee-Kurhaus Baden-Baden
Modernes Sanatorium für innere, Nerven-, Stoffwechsel-Krankheiten. Herrliche Lage an der Lichtentaler Allee.
Dr. Giese
Das ganze Jahr geöffnet — Winterkuren

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.

Hierzu als Beilage ein literarischer Prospekt von der A. Deichert'schen Verlagsbuchhandlung Werner Scholl in Leipzig